

## Rezensionen und Kurzanzeigen

Zeit der Helden. Die „dunklen Jahrhunderte“ Griechenlands 1200 – 700 v. Chr. Herausgegeben vom Badischen Landesmuseum Karlsruhe. Katalog zur Ausstellung im Badischen Landesmuseum Schloss Karlsruhe 25. 10. 2008 – 15. 2. 2009. Darmstadt: Primus Verlag 2008. 400 S. Ill. ISBN 978-3-89678-389-9

Das Erscheinen dieses Bandes und die Organisation der mit ihm dokumentierten Ausstellung ist sehr willkommen, denn gerade die griechische Frühgeschichte und die Frage nach der Entstehung der Literatur sind immer wieder in oft emotionaler Diskussion aktuell. Es ist eine Bilanz des heutigen Standes der Forschungen zur mykenischen Zeit und den Dark Ages, die zeigt, dass die kulturelle Kontinuität, die man aus den literarischen Texten erschließen konnte, sich immer mehr und immer klarer auch aus materiellen Resten dokumentieren lässt. Der Katalog ist gut organisiert und aufgebaut; größere Original-Beiträge, in denen führende Forscher auf den einzelnen Gebieten den Stand der Erkenntnisse präsentieren, und kürzere Informationskästen ergänzen das umfassend beschriebene Abbildungsmaterial. Der Band und die Ausstellung sind auch – zufällig oder geplant – ein substantielles Gegengewicht zu immer wieder marktschreierisch verkündeten, angeblich neuen Erkenntnissen, die letztlich aber auf längst bekannten Ergebnissen der Frühgeschichtsforschung und auf den Forschungen zur epischen Literatur beruhen.

Alles in diesem Band ist treffend und informativ, aufgeteilt auf umfassende Essays und ausführliche Angaben und Beschreibungen der ausgestellten Objekte; einige der größeren Beiträge betreffen allgemeine Informationen zur ägäischen Frühgeschichte, Griechenland, Kreta und Zypern (Nota Kourou, Diamantis Panagiotopoulos, Stefan Hiller, Hartmut Matthäus, Pavlos Flourentzos, Sabine Rogge, Gerta Maaß-Lindemann, Walter Fasnacht, Constance von Rüden) – ausführlich besprochen werden die Zeugnisse für den Untergang der mykenischen Paläste und die kurzen Zwischenzeiten des versuchten Neubeginns (Oliver Dickinson, Joseph Maran, Assaf Yasur-Landau, Fanouria Dakoronia); weitere Themen sind: Krieg, soziales Leben, Architektur, Bestattungsbräuche, Religion und tägliches Leben in den Dark Ages (Sigrid Deger-Jalkotzy, Hans van Wees, Susan Langdon, Sabine Föllinger, Jan Paul Crielaard, Alexander Mazarakis Ainian, Irene S. Lemos, Maria Xagorari-Gleißner, Birgitta Eder, Anna Lucia D’Agata), und das griechische Heldenepos (Edzard Visser, Walter Burkert, Jonas Grethlein, Michael Stahl). Abschließend und ergänzend gibt es kurze Essays zu den Themen ‚Held‘ und ‚Heros‘ (im Kapitel ‚Den Helden auf der Spur‘), mit Erwägungen zur Frage nach der Entstehung oder auch ‚Herstellung‘ von Heldentum (Aletta Seiffert, Peter Sloterdijk, Susanne Ebeling). Einige Informationen zum ‚Making-of‘ der Ausstellung lassen die Organisationsarbeiten erkennen, die für ein solches Unternehmen nötig sind (Ursula Richardt und Harald Siebenmorgen), eine umfassende Literaturdokumentation beschließt den Band. Alles in Allem: eine ausgezeichnete Dokumentation, die in Verbindung mit der Ausstellung den Stand der Kenntnisse über die griechische Frühgeschichte zusammenfasst. *Herbert Bannert*

Corpus dei Papiri Filosofici Greci e Latini (CPF). Testi e lessico nei papiri di cultura greca e latina. Parte I. 2: Cultura e filosofia (Galenus – Isocrates). 2 Vol. Firenze: Leo S. Olschki Editore 2008. LXXXII, 1007 S. (Accademia Toscana di Scienze e Lettere «*La Colombaria*» – Union Académique Internationale – Unione Accademica Nazionale.) ISBN 978-88-222-5791-8

Corpus dei Papiri Filosofici Greci e Latini (CPF). Testi e lessico nei papiri di cultura greca e latina. Parte IV. 2: Tavole (I. 2 Galenus – Isocrates). Firenze: Leo S. Olschki Editore 2008. XXXVI S., 177 Tafeln (Accademia Toscana di Scienze e Lettere «*La Colombaria*» – Union Académique Internationale – Unione Accademica Nazionale.) ISBN 978-88-222-5785-7

Das ‚Corpus dei Papiri Filosofici Greci e Latini‘ (CPF) ist ein ambitioniertes, langjähriges, auf der interdisziplinären Zusammenarbeit verschiedener Altertumswissenschaften basierendes Forschungs- und Editionsprojekt, dessen Ergebnisse seit 1989 in kurzen Abständen veröffentlicht werden. Es wird von der Reihe ‚Studi e Testi per il Corpus dei Papiri Filosofici Greci e Latini‘ (STCPF) begleitet, die u. a. einführende Beiträge zu einzelnen im Corpus zu behandelnden Papyri und zu anderen relevanten Fragen umfasst.

Unter der redaktionellen Leitung von F. Adorno (Präsident), G. Bastianini, A. Carlini, F. Deleva Caizzi, M. S. Funghi, D. Manetti, M. Manfredi, F. Montanari und D. Sedley ist nun in zwei Teilen (\* und \*\*) der neue CPF-Band I.2 ‚Autori noti: Cultura e filosofia (Galenus – Isocrates)‘ erschienen. Erfasst sind ‚Papyri‘ im weiteren Sinn, d. h. die (auf verschiedenen Beschreibstoffen und in verschiedenen Buchformen auf uns gekommenen) Fragmente antiker bis spätantiker bzw. frühbyzantinischer Handschriften sowohl der direkten als auch der indirekten Überlieferung, jener bekannten Autoren von Galenus bis Isocrates, die „hanno influenzato la cultura filosofica o ne sono stati influenzati, la cui riflessione teorica e il cui lessico occupano un posto di rilievo nella storia del pensiero“ (vgl. Band I.1 [1989], „Criteri editoriali“, p. XXI). Die hier enthaltenen Editionen dieser Textzeugen fußen auf vertieften textkritischen Untersuchungen der handschriftlichen Überlieferung. Neben den beiden oben genannten Autoren sind Geminus Rhodius, Hecataeus Abderita, Himerius, Hippocrates, Horapollon und Ion Chius aufgenommen (vgl. Band I.2\*, p. LXXXI, „Indice degli autori“, Nr. 14–21). Es wäre interessant, mehr darüber zu erfahren, nach welchen Kriterien bestimmte Autoren für die Einheit „Cultura e filosofia“ ausgewählt (bzw. ausgeschlossen) wurden.

Die präsentierten Textzeugen stammen vom 3. Jh. v. Chr. bis zum 6./7. Jh. n. Chr., wobei neben zahlreichen Papyrusrollen (bzw. unspezifizierbaren Papyrusfragmenten) nicht selten Papyrus- und Pergamentcodices (sogar ein umfangreich erhaltener Holzcodex, der berühmte Kellis-Codex des Isocrates aus dem 4. Jh. n. Chr.) zu finden sind; in der indirekten Überlieferung kommen noch Holz- bzw. Wachstafelchen und Ostraka dazu. Die Herculanum-Papyri (auf deren Existenz verwiesen wird; vgl. Band I.1\*, 3–78) sowie einige spätantike bzw. frühbyzantinische, jedoch nicht zu den ‚Papyri‘ gezählte Pergamentcodices (z. B. Cod. Guelf. 64 Weissenb. + Cod. Vat. Lat. 5763 mit 109 griechischen, ins 6. Jh. n. Chr. datierbaren Palimpsestblättern mit Galenus’ Schrift *De alimentorum facultatibus*) sind hier nicht eingeschlossen. Drei der bearbeiteten Autoren sind für die Kultur- und Wissenschaftsgeschichte besonders wichtig: Galenus, Hippocrates und Isocrates, der sowohl wegen des Reichtums an ‚Papyri‘ (über 100), die uns einen diachronen Einblick in die griechische Schul- und Ausbildungsgeschichte Ägyptens bieten, als auch wegen der bemerkenswert reichen Typologie

der Textüberlieferung, in der sich das Nachleben seines Werkes widerspiegelt, eine besondere Stellung einnimmt. Der zweiteilige Textband wird von einem gleichzeitig erschienenen Tafelband begleitet (Parte IV. 2: Tavole, I. 2 Galenus – Isocrates).

Das Buch beginnt mit einleitenden Kapiteln zur Textüberlieferung des Galenus und des Hippocrates von Daniela Manetti und zur Textüberlieferung des Isocrates von Stefano Martinelli Tempesta (p. VII–XXXIV). Die textkritischen Angaben zu einzelnen im Band besprochenen Traktaten des Galenus fußen auf den Editionen des Corpus Medicorum Graecorum (CMG); dort, wo man noch nicht über eine moderne Ausgabe bzw. über einschlägige Untersuchungen verfügt, haben die Editoren eigene Kollationen angefertigt. Für die Werke des Hippocrates bleiben die Ergebnisse der Studien von J. Irigoin noch immer maßgebend, wobei zu konkreten Traktaten weitere Untersuchungen dazutreten. Im Falle des Isocrates stützen sich die sowohl hier als auch bei einzelnen ‚Papyri‘-Editionen präsentierten Beobachtungen auf die Ergebnisse zahlreicher, während der Vorbereitungsphase durchgeführter Studien zu dem reichen antiken und mittelalterlichen handschriftlichen Material; es hatte sich herausgestellt, dass ein vertieftes Studium der mittelalterlichen (direkten und indirekten) Überlieferung eine unabdingbare Voraussetzung für die beabsichtigte kritische Neuedition der Isocrates-‚Papyri‘ darstellt. Während der Arbeiten hat sich eine eng zusammenarbeitende Gruppe von Wissenschaftlern, Philologen und Papyrologen formiert, die in ihren – in allen Phasen von Antonio Carlini und Daniela Manetti geleiteten und koordinierten – Untersuchungen zu Ergebnissen von großer wissenschaftlicher Relevanz kam (vgl. Studi sulla tradizione del testo di Isocrate [STCPF 12], Firenze 2003; dazu: WSt 120 [2007], 305/306; bzw. Papiri Filosofici, Miscellanea di studi V [STCPF 14], Firenze 2007). Diese Ergebnisse konnten in der Teubnerausgabe von B. G. Mandilaras (2003, dazu S. Martinelli Tempesta, *Gnomon* 78 [2006], 583–596), in der die erhaltenen ‚Papyri‘ in größerem Ausmaß als in den früheren Ausgaben herangezogen wurden, noch nicht berücksichtigt werden; den Editoren des neuen CPF-Bandes war es allerdings bereits möglich, sich mit Mandilaras' Entscheidungen und Stellungnahmen auseinanderzusetzen.

Nach den Einleitungen zur Textüberlieferung des Galenus, des Hippocrates und des Isocrates folgen die „Abbreviazioni bibliografiche“ (p. XXXV–LVI) und Abkürzungsverzeichnisse der zitierten „Riviste“ (p. LVII–LX) sowie der unter „Sigle papirologiche“ angegebenen Papyruseditionen (p. LXI–LXX). Zum leichteren Verständnis des Textes dient die Auflistung der verwendeten „Abbreviazioni“ (p. LXXI–LXXII) und „Segni critici“ (p. LXXIII). Die Information, ob ein ‚Papyrus‘ aufgrund eines Photos oder im Original untersucht worden ist, kann man unter „Revisori dei papiri“ (p. LXXV–LXXVIII) finden. Der Hauptteil des Werkes ist den aktualisierten, ausführlich kommentierten Editionen einzelner „papiri“ („pap.“) gewidmet (p. 1–998). Geordnet werden die Autoren alphabetisch, die edierten Fragmente alphabetisch nach den lateinischen Titeln der in ihnen enthaltenen Werke, wobei die ‚Papyri‘ der direkten Überlieferung jenen der indirekten Überlieferung (sog. testimonia: „T“) voranstellen: Galenus (p. 3–60: **14** 1–3, 4T–7T?), Geminus Rhodius (p. 61: **15** 1T), Hecataeus Abderita (p. 62–64: **16**), Himerius (p. 65–76: **17** 1/2), Hippocrates (p. 77–233: **18** 1–21, 22T–37T? [+ 5 bis]), Horapollon (p. 234–241: **19** 1T), Ion Chius (p. 242–251: **20** 1T–3T), Isocrates (p. 252–998: **21** 1–99, 100T–135T? [+ 11, 25, 33, 78, 97 bis; 33 ter]). Die Belege der indirekten Überlieferung werden in einer festgelegten Reihenfolge erfasst, wobei an erster Stelle immer die direkten Zitate stehen. Enthält ein und derselbe ‚Papyrus‘ mehrere Werke oder mehrere Testimonien (z. B. Argumenta, Scholia, Commentare usw.), sind diese jeweils getrennt (d. h. unter verschiedenen Nummern) verzeichnet und bei Bedarf auch besprochen.

Die Textzeugen werden nach einem einheitlichen Schema präsentiert (vgl. Band I. 1, „Criteri editoriali“, p. XXI–XXVI, wo auch eventuelle Abweichungen erklärt sind; vgl. dazu Band I. 2, p. VI). Auf einleitende Angaben zum Inhalt, zur Datierung, zur Provenienz, zum

Aufbewahrungsort, zu den früheren Editionen und zu bereits veröffentlichten Abbildungen (mit einem Verweis auf den Tafelband) und jeweils zur Paläographie des Textzeugen folgt eine umfassende Bibliographie zum ‚Papyrus‘ und danach eine ausführliche, vom aktuellen Forschungsstand ausgehende Edition. Aufgrund einer detaillierten Beschreibung des Fragments werden hier zunächst papyrologische und paläographische Fragen erörtert, die zur Bestätigung oder zur Präzisierung der bisherigen Datierung bzw. zu einem neuen Datierungsvorschlag führen. Analysiert werden alle Charakteristika und alle Indizien, die zur Rekonstruktion des ursprünglichen Zustands und der Entstehungsumstände des Textzeugen beitragen könnten. Der erhaltene bzw. rekonstruierbare Text eines ‚Papyrus‘ wird bei den Werken, die durch mittelalterliche Handschriften überliefert sind, nur dann vollständig wiedergegeben (mit einem danach folgenden paläographischen Apparat und einem *Apparatus criticus*), wenn er noch nicht für kritische Ausgaben verwendet wurde bzw. wenn die papyrologische Revision signifikante Änderungen in der Textpräsentation (gegenüber dem früher edierten Text) ergeben hat; in den übrigen Fällen werden nur die Textvarianten angegeben. Den Kern der Edition bildet ein eingehender textkritischer Kommentar mit Auswertung einzelner Lesarten und des Textzeugen im Rahmen der gesamten Überlieferung; darüber hinaus werden andere relevante Details und Fragen (etwa sprachlicher oder orthographischer Natur) erläutert. Die Testimonien, von denen nur die jeweils den Autor betreffende Textpassage ediert wird, und die weniger bekannten Texte werden inhaltlich vorgestellt (eventuell mit einer italienischen Übersetzung versehen); gefragt wird u. a. nach ihrer Entstehungszeit und Autorschaft.

Bei dem hier angezeigten Band haben zahlreiche Forscher als Mitautoren zusammengearbeitet (vgl. p. LXXIV), deren konkrete Leistung durch eine verkürzte Namensangabe am Ende der einzelnen Editionen angezeigt wird: Antonio Carlini, Ann Ellis Hanson, Augusto Guida, Allesia Guardasole, Alessandro Lami, Amneris Roselli, Daniela Colombo, Daniela Manetti, Franco Montanari, Guido Bastianini, Gabriella Messeri Savorelli, Isabella Andorlini, Mariangela Caprara, Marco Fassino, Marie-Hélène Marganne, Mariella Menchelli, Maria Serena Funghi, Maddalena Vallozza, Pierangelo Fabrini, Paolo Lamberti, Pasquale Massimo Pinto, Paola Pruneti, Raffaele Luiselli, Reinhold Scholl, Stefania de Leo, Stefano Martinnelli Tempesta; einige Fragmente wurden von einem oder von mehreren Mitgliedern der Redaktion (ohne genaue namentliche Angabe) bearbeitet.

Wenn auch Abbildungen vieler Papyri im Internet zugänglich sind, liegt die Bedeutung der alphabetisch nach den gängigen Papyrussiglen geordneten 177 Tafeln (meist in einer hohen Bildqualität) des Tafelbandes (vorbereitet von M. Serena Funghi u. a.) vor allem in der virtuellen Wiederzusammensetzung der an verschiedenen Orten und Institutionen aufbewahrten und verstreut veröffentlichten Fragmente ein und desselben Textzeugen (z. B. PUps inv. 114 + PBon 7 + PVindob G 31662 + PSI Congr. XVII 10, wobei die Einordnung ins Alphabet jeweils nach der Sigle des ersten Fragments erfolgt) und in der vollständigen Wiedergabe vieler wichtiger Texte der medizinischen Überlieferung und des Isocrates, die bis jetzt nicht leicht zugänglich waren. Den Tafeln gehen einige nützliche Verzeichnisse voran: „Elenco dei papiri e loro contenuto“ (p. XIII–XV), „Autori e opere“ (p. XVII–XIX), „Collezioni papirologiche e sedi di conservazione“ (p. XXI–XXIII), „Istituzioni depositarie dei papiri“ (p. XXV/XXVI), „Città di conservazione“ (p. XXVII/XXVIII), „Ordine cronologico“ (p. XXIX) und „Elenco dei papiri e delle figure“ (p. XXXI–XXXIII).

Die sorgfältig durchgeführten Editionen, die ein Bild über die antike bis frühbyzantinische Überlieferung der behandelten Werke bieten, sind für viele Disziplinen (Philosophie, Klassische Philologie, Geschichte der Medizin, Alte Geschichte, Papyrologie, Paläographie, u. a.), aber auch für die antike Kulturgeschichte allgemein von großem Interesse und machen das Buch und den Tafelband zugleich zu einem wertvollen Forschungs- und Arbeitsinstrument.

Angaben über die noch zu edierenden Fragmente erlauben den Schluss, dass hier weitere Erkenntnisse (bzw. andere neue ‚Papyri‘) zu erwarten sind.

Der neue CPF-Band belegt deutlich, dass eine systematische, auf tiefgreifenden Untersuchungen und auf einer präzisen Dokumentation der mittelalterlichen handschriftlichen Überlieferung basierende Aufarbeitung und textgeschichtliche und textkritische Auswertung sämtlicher antiker Fragmente eines Autors (und besonders eines reich überlieferten wie etwa Isocrates) den methodologisch am besten gesicherten Weg zu einer kritischen Ausgabe bildet (und vice versa: Immer wenn die Textkritik zu neuen Erkenntnissen hinsichtlich der mittelalterlichen Überlieferung kommt, muss man auch die ‚Papyri‘ neu auswerten). Aus den bedeutenden Fortschritten der Isocrates-Textforschung in den letzten Jahren (aber auch aus den in der oben genannten Rezension festgestellten Mängeln der im Jahre 2003 erschienenen Edition) ergab sich der Bedarf für eine neue Ausgabe. Es steht außer Zweifel, dass die von Stefano Martinelli Tempesta in Zusammenarbeit mit Daniela Colombo, Stefania de Leo, Marco Fassino, Mariella Menchelli und Pasquale Massimo Pinto für die Oxford Classical Texts (OCT) vorzubereitende kritische Gesamtedition des Isocrates (vgl. Textband p. VI) in kompetenten Händen ist und dass sie – nicht zuletzt dank der im Rahmen des CPF durchgeführten bzw. von dem Corpus initiierten Untersuchungen – auf einer wirklich soliden Grundlage fußen wird. Dass die Forschung hier wesentlich vorankommen konnte, gehört zu den wichtigsten Beiträgen des CPF.

*Jana Grusková*

Robert Zabrowski, *Sur le sentiment chez les Présocratiques. Contribution psychologique à la philosophie des sentiments*. Warszawa: Stakroos 2008. 256 S. ISBN 978-83-86700-23-3

In diesem Buch stellt sich Z., der seit seiner Diss. aus dem Jahr 1998 schon mehrfach mit Arbeiten zur Psychologie bei den Vorsokratikern hervorgetreten ist, eine besonders ambitionierte Aufgabe: „le but de ce livre étant de discuter le sentiment même, la notion ou la catégorie *sentiment*“ (introd., 9). Z. zeigt auf, wie wenig Beachtung das Aufscheinen von „affectivité“ bei diesen Philosophen in der bisherigen Forschung gefunden hat (15f.). Ein weiteres Problem stellen die Terminologie und der Bezugsrahmen der psychischen Phänomene dar. Z. entscheidet sich für ein vertikales Modell, wie es uns aus Platon geläufig ist (zur Hierarchie der Phänomene zusammenfassend im Schlussteil, 204ff.). Die drei ‚Schichten‘ der psychischen Phänomene werden separat abgehandelt: *αἰσθησις* – *πάθος* (25ff.), *θυμός* – *φρόνη* – *νόος* (39ff.), *λόγος* (133ff.). Die erste Gruppe kommt als umfassender Begriff für „sentiment“ (oder „*vecú*“, ‚Erlebnis‘) nicht in Frage, handelt es sich doch bei diesen beiden um vorwiegend physiologische Phänomene. Ausführlich werden hingegen die aus Homer geläufigen sogenannten ‚Seelenteile‘ als Träger von „affectivité“ behandelt und die komplexen Verwendungen vor allem von *θυμός* (z. B. eingangs des großen Parmenides-Proöms oder bei Heraklit, fr. 85) diskutiert. Mit *λόγος*, einem Begriff, der sich freilich aufgrund seiner Polysemie als besonders widerspenstig erweist, glaubt Z. den zentralen Ausdruck für das ‚seelische Erleben‘ identifizieren zu können. Man muss ihm zugeben, dass bei Heraklit *λόγος* an einigen Stellen die höchste Stufe der Reflexion darstellt, mit der Z. auch die Spontaneität des Erlebens („*vecú*“) identifiziert.

Manches mutet in der gesamten Diskussion ein wenig schematisch an, manche Analogie in modernen Sprachen scheint nicht überzeugend gewählt. Das Buch ist mit großem Elan geschrieben; einige sprachliche Absonderlichkeiten sind zu bemerken.

*Walter Stockert*

Philosophie und Dichtung im antiken Griechenland. Akten der 7. Tagung der Karl und Gertrud Abel-Stiftung am 10. und 11. Oktober 2002 in Bernkastel-Kues. Herausgegeben von Jochen Althoff. Stuttgart: Franz Steiner Verlag 2007. 156 S. (Philosophie der Antike. Veröffentlichungen der Karl und Gertrud Abel-Stiftung. 23.) ISBN 978-3-515-08824-4

Der Band, dessen Titel – wie auch der der dokumentierten Tagung – bewusst von Hermann Fränkels Buch genommen wurde, enthält folgende, jeweils auf Berührungen und Einflüsse zwischen Philosophie und Dichtung zielende Beiträge: Wolfgang Kullmann, Das Verhältnis zwischen Philosophie und Dichtung in griechischer Sicht, behandelt die im neunten Kapitel der Poetik enthaltene These des Aristoteles über den Unterschied zwischen Dichtung und Geschichtsschreibung und arbeitet weiters heraus, was in den homerischen Epen – in der Sicht des Aristoteles – als ‚allgemein‘ und als ‚philosophisch‘ bezeichnet wird. – Oliver Hellmann verfolgt die Beurteilung des Achilleus in den Schriften des Aristoteles, der dem Philosophen häufig als Folie bei Charakterbeurteilungen dient; Aristoteles stützt sich dabei nicht nur auf Ilias und Odyssee, sondern benützt auch andere, nicht näher erkennbare Quellen; das Urteil des Aristoteles ist positiv, jedoch mit kritischen Anmerkungen versehen. – Antonios Rengakos vergleicht die Zeitstruktur der homerischen Gedichte mit der von Apollonios in den Argonautika angewendeten – ein immer wieder faszinierendes und mit neuen Erkenntnissen, diesmal mit Hilfe der narratologischen Forschung, präsentiertes Problem. – Sabine Föllinger beobachtet die Hilflosigkeit des Nicht-Wissens in den Texten der frühen Lyriker und der Vorsokratiker und kann eine These Bruno Snells erweitern und korrigieren. – Markus Asper untersucht die Entstehung der wissenschaftlichen Prosa in der griechischen Literatur und zeigt Gründe auf, weshalb die Form des Lehrgedichts zur Präsentation wissenschaftlicher Erkenntnisse von der Prosa abgelöst wurde (ein „Medienwechsel“) – nicht zuletzt im Hinblick auf die gesellschaftliche Stellung der Rezipienten. – Jochen Althoff beschreibt die Reaktion der attischen Komödie auf aktuelle philosophisch-naturwissenschaftliche Diskussionen mit einer genauen Untersuchung der Begegnung zwischen Strepsiades und Sokrates in den Wolken des Aristophanes. – Maria Liatsi untersucht die Verwendung des Begriffs ‚Freundschaft‘ im achten und neunten Buch der Nikomachischen Ethik des Aristoteles. – Doris Meyer beschreibt die philosophische Auswertung der homerischen Darstellung der Nymphengrotte in der Schrift des Porphyrios und zeigt die Methode auf, mit der der Neuplatoniker den Weg weist, wie Homer philosophisch gelesen werden muss. – Die einzelnen Texte sind mit umfassenden Literaturangaben versehen und äußerst materialreich; es zeigt sich auch an diesem Band, dass gemeinsames Philosophieren und Interpretieren schöne Ergebnisse bringen kann!

*Herbert Bannert*

Simone Kroschel, „Wenig verlangt die Natur“. Naturgemäß leben, Einfachheit und Askese im antiken Denken. Frankfurt am Main: Peter Lang 2008. 197 S. (Prismata. 17.) ISBN 978-3-631-58066-0 ISSN 0175-6265

Ein interessantes Thema, eine umfassend aufbereitete Zusammenstellung der Fakten. Die Arbeit geht auf eine Düsseldorfer Diss. aus dem Jahre 2006 zurück und stellt chronologisch geordnet Texte zu den Themen ‚Natur‘, ‚naturgemäß Leben‘ und ‚Askese‘ zusammen. Als Blickwinkel wählt die Verf. die Verbindung von Naturgemäßheit und Einfachheit und deren Tradition in der antiken Literatur: der Naturbegriff der Philosophen, die Bedeutung von φύσις in der frühen Literatur bilden die Basis, auf der die naturphilosophischen Konzepte der Vorsokratiker und deren Rezeption für die Ausbildung von Lebensidealvorstellungen im 5. Jh.

beschrieben werden, mit steter Rücksicht auf Sokrates. Es geht weiter mit Platon (Symposion, Timaios, Politeia), Dokumenten zu den Kynikern (Antisthenes, Diogenes von Sinope), Epikureern, Stoikern, Aristoteles, jeweils mit ausführlichen Referaten der Quellen. Bei der Behandlung der Stoiker geht die Verf. genauer auf die erhaltenen Texte der stoischen Ethik von Musonius Rufus ein und stellt dann ausführlich die relevanten Partien in Senecas *Epistulae morales* zusammen, woher ja auch der Titel des Buches stammt: *exiguum natura desiderat, opinio immensum* (16,8), und: *At necessaria deerunt. Primum deesse non poterunt, quia natura minimum petit, naturae autem se sapiens accommodat.* (17,9). Das Thema ist sorgfältig und ausführlich abgehandelt, aber man hätte vielleicht mehr aus dem Material machen können.

Herbert Bannert

\* \* \*

Laura Miguelez Caverro, *Poems in Context: Greek Poetry in the Egyptian Thebaid 200–600 AD*. Berlin-New York: de Gruyter 2008. XI, 442 S. (Sozomena. Studies in the Recovery of Ancient Texts. 2.) ISBN 978-3-11-020273-1

Das Buch, das aus der Dissertation der Verf. (Universität von Salamanca, 2006) hervorgegangen ist, bietet eine umfassende Studie aller erhaltenen Gedichte der ägyptischen Spätantike, also eine Analyse aller erhaltenen griechischen Dichtungswerke, die in Oberägypten über einen Zeitraum von 400 Jahren verfasst wurden.

Das erste Kapitel bietet ein Verzeichnis der Gedichte, darunter umfangreiche Texte wie die Dionysiaka des Nonnos, bis hin zur detaillierten Aufzählung von Fragmenten auf Papyrus bzw. Pergament; angeführt sind darüber hinaus Autoren, deren Namen und Werke nur über Zitate bekannt sind. Unter sorgfältiger Einbeziehung früherer Forschungsergebnisse wird das umfangreiche dichterische Schaffen der Epoche vor Augen geführt. C. kommt zum Schluss, dass zwar eine deutliche Konzentration der Dichtwerke auf den Raum Panopolis vorliegt und die Dichtenden auch stilistisch und vor allem metrisch deutliche Ähnlichkeiten unter einander aufweisen, diese aber nicht zwingend in einem Verhältnis von Schüler-Lehrer oder Imitation stehen müssen. Die von der Forschung seit dem 18. Jh. vermutete ‚Schule des Nonnos‘, die die Dichtungen dieser Epoche um einen ‚Schulgründer‘ bzw. ein Vorbild gruppierte, wird im zweiten Kapitel mit guten Gründen diskutiert. Dazu bringt C. eine genaue Definition des Stils des Nonnos: Metrik, Verwendung der Adjektiva, Vokabular im Allgemeinen, die Darstellung von Sinneseindrücken, Wiederholungen und Übertreibungen, Wetteifern mit der homerischen Vorlage, aber auch allgemeine Stilmerkmale wie Manierismus, Detailverliebtheit und Neigung zur Abstraktion, Nonnos’ vielzitiertes Streben nach ποικιλία, werden mit Zitaten aus den Dionysiaka, aber auch aus zeitgleichen Werken belegt und analysiert.

Diese dichterischen Merkmale zeigt die Verf. auch bei einigen von Nonnos’ Vorgängern auf (z. B. Quintus Sulpicius Maximus, aus dem 1. Jh. n. Chr., und Babrius), sodass sich ein direkter Bezug zu Nonnos nicht erweisen lässt. Ähnlichkeiten in Metrik und Stil resultieren wohl auch daraus, dass die Autoren eine vergleichbare Ausbildung erfahren haben und als Kinder ihrer Zeit und Schreibende für einen kleinen Zirkel von Gebildeten ähnliche Bedürfnisse ihrer Leser zu erfüllen hatten. Nonnos sollte daher nicht als neuer Ausgangspunkt des spätantiken literarischen Schaffens gesehen werden, sondern als ein Glied in der Kette der Entwicklung des griechischen Epos und des Hexameters seit Homer.

Das dritte Kapitel thematisiert die Rolle von kultureller Bildung und Erziehung im Ägypten der Spätantike. Rezipierte Texte heidnischen und christlichen Inhalts in Griechisch, Koptisch und Latein werden unter genauer Nennung der erhaltenen Papyri und Codices aufgelis-

tet. Intensive Schulbildung, die geachtete Person des Lehrers, das Vorhandensein von Bibliotheken und die Beschäftigung mit allen Sparten der Wissenschaft (Mathematik, Mechanik, Astrologie, Alchemie, Musik, Medizin und Philosophie) zeigen laut C. eine gebildete Elite, die ihre privilegierte Position selbstbewusst verteidigte, die Erziehung ihrer Angehörigen mit großem Aufwand betrieb und in den Gymnasien und auf Festen stolz zur Schau stellte. Dichtung wurde daher weniger zur persönlichen Erbauung rezipiert als vielmehr zur Betonung der sozialen Überlegenheit einerseits und zur Übung für spätere eigene literarische Arbeiten andererseits. Eine umfassende griechische Bildung, auch an heidnischen Texten, galt auch in einer zunehmend christlichen Welt als Beweis für Status.

Die Beziehung zwischen den oben analysierten Gedichten und der Schulpraxis in Form von sog. ‚progymnasmata‘ beschreibt Kapitel 4. Auch hier ist es ein Anliegen der Verf., vermeintliche Nachahmung des Nonnos durch die gemeinsame Verwendung gängiger Handbücher zu erklären. Die komplexe Struktur der Literatur der Spätantike und ihre artifizielle Metrik erforderten von den angehenden Poeten ein hohes Maß an Training. ‚Progymnasmata‘ boten die Regeln für diese Art der Dichtkunst und wurden wohl eingehend studiert, wenn sich auch ein direkter Gebrauch der spärlich erhaltenen Handbücher nicht direkt belegen lässt. Die literarische Tradition, die die Basis der täglichen Arbeit in der Schule darstellte, war für die Textproduktion ebenfalls von äußerster Wichtigkeit. Zum Beispiel orientiert sich, wie zu erwarten, die Beschreibung von Dionysos’ Schild (Dion. 25) sehr genau an der Schildbeschreibung im 18. Gesang der Ilias.

Insgesamt bietet das Buch eine sehr detaillierte, durch die verarbeitete Literatur gut abgesicherte Zusammenschau der vorhandenen Dichtungswerke dieser Epoche. Mit der neuen Sicht auf die sogenannte ‚Schule des Nonnos‘ bringt die Arbeit auch einen interessanten Aspekt in die Sichtweise der literarischen Arbeit im spätantiken Ägypten ein. Dieser Ansatz wird im Verlauf der Analyse durch verschiedene Beobachtungen zum kulturellen Leben Ägyptens, zur herrschenden Bildungstradition und anhand von Texten belegt und erscheint plausibel. Die umfassende und übersichtliche Bibliografie, deren Schwerpunkt englischsprachige Publikationen bilden, dokumentiert den Forschungsstand.

*Nina Aringer*

\* \* \*

William Fitzgerald and Emily Gowers, Ennius perennis. The *Annals* and Beyond. Cambridge: Cambridge University Press 2007. XIII, 172 S. (Cambridge Classical Journal. Proceedings of the Cambridge Philological Society. Suppl. vol. 31.) ISBN 978-0-906014-30-1

Dieser Sammelband enthält acht Beiträge eines Laurence-Seminars in Cambridge, das in die Zeit einer gewissen Renaissance des oft als ‚veraltet‘ abgestempelten Autors fällt, in eine Zeit, in der endlich große Editionen (Skutsch) und Bibliographien (Suerbaum) des Dichters vorliegen. Die antike Rezeption des Ennius und ihre Wertung steht ebenso unter den unterschiedlichsten Aspekten im Fokus der Beiträge wie die *disiecta membra* seiner Texte; und es finden sich auch Arbeiten strukturalistischer Prägung.

J. Z e t z e l zeigt in seinem Beitrag „The Influence of Cicero on Ennius“, wie sehr unser Ennius-Bild von der Art geprägt wird, wie seine Fragmente bei Cicero, dem wir die umfangreichsten Fragmente des Ennius verdanken, ‚zitiert‘ und für seine Zwecke manipuliert werden. Das Wissen Ciceros von diesem Dichter wird als sehr gering eingestuft. – E. G o w e r s, „The Cor of Ennius“, zeigt die Bedeutung dieses Wortes für die Poetik des Dichters auf (vgl. die *tria corda* des Dichters). Die vielen Facetten des Gebrauchs des Wortes werden als Ausdruck



für das facettenreiche Wesen des Ennius verstanden. – J. E l l i o t, „The Voices of Ennius’ Annals“, stellt die Frage, ob neben der klar panegyrischen, das altrömische Wesen verherrlichenden Tendenz dieser Epik eine „second voice“ angenommen werden kann, welche die Perspektive der Unterprivilegierten oder Unterdrückten anklingen lässt (vgl. Vergil). Die berühmte Rede der Ilia (Ann. 34–50 Sk.) z. B. wird unter verschiedenen Gesichtspunkten besprochen; hier kommt das ‚Opfer‘ zu Wort und wird mit viel Sympathie bedacht („... to read the appeal of Ilia’s speech as in part a serious question to the male-oriented discourse of Rome and the empire ...“, 47). – A. K e i t h, „Women in Ennius’ Annals“, strebt „an exploitation of the dynamics of gender in Ennius’ imperial narratives of foreign conquest“ an. Die territoriale Expansion (der Römer) erfolge gewissermaßen Hand in Hand mit der Eroberung (des Körpers) der Frauen, wie z. B. im Falle des Raubs der Sabinerinnen (vgl. besonders das Gebet Hersilias, Ann. 99ff., die für die Eintracht zwischen den Völkern plädiert). – In dem besonders interessanten und umfangreichen Beitrag von I. G i l d e n h a r d, „Virgil vs. Ennius, or: The Undoing of the Annalist“, werden einander Ennius und Vergil unter verschiedenen Aspekten gegenübergestellt (auch unter dem Freud’schen Ansatz vom Sohn, der den Vater ‚beseitigt‘). An die Stelle des *poeta* (der sich als Erbe Homers darstellt) tritt bei Vergil der *vates*, an die Stelle der rein historischen Erzählung die mythisch-historische Perspektive, an die Stelle der *civitas* (in der viele *gentes* herrschen) die „römische Rasse aus trojanischem Blut“, konzipiert als eine einzige *gens* (mit Fokus auf der *gens Iulia*). An die Stelle des Flusses der Geschichte tritt das *Fatum*, das jedes Geschehen teleologisch, auf Caesar-Augustus hin ausgerichtet versteht. – S. C a s a l i legt in seinem Beitrag „Killing the father: Ennius, Naevius and Vergil’s Imperialism“ den Schwerpunkt auf den intertextuellen Bezug zwischen Ennius und Vergil. Die Frühgeschichte Roms (bei Ennius ist Romulus Enkel des Aeneas) werde von Vergil neu konstruiert und Ennius damit ‚korrigiert‘ und gleichsam beseitigt (andererseits aber immer wieder zitiert). Jetzt werde die *gens Iulia*, die bei Ennius, wenn der Schein nicht trügt, noch fehle, ins Zentrum gerückt. Das Treffen des Aeneas mit seinem Vater Anchises in der Unterwelt (bei Ennius erreicht Anchises Italien) wird pointiert als Treffen Vergils mit seinem ‚Vater‘ Ennius verstanden. – P. H a r d i e stellt in seinem Beitrag „Poets, Patrons, Rulers: The Ennian Traditions“ erneut die Frage, ob das bekannte Fragment vom ‚treuen Begleiter‘ (Ann. 268–286) wirklich ein Selbstporträt des Ennius abgebe, wie dies angeblich Aelius Stilo behauptete, dies in engem Zusammenhang mit der Art der Selbstdarstellung des Dichters als eines abhängigen Klienten oder aber eines stolzen, selbstständigen Poeten. Dieses Problem wird vor allem von der vergleichbaren Situation des Horaz her beleuchtet; doch spannt sich der Bogen bis hin zu Petrarca’s ‚Africa‘, wo Ennius selbst als Begleiter des Triumphators Scipio seinen Triumph dem des Gönners zur Seite stellt. – Abschließend publiziert L. B. T. H o u g h t o n seine englische Übersetzung eines jüngst entdeckten Briefes Petrarca an Boccaccio, in dem der greise Dichter über sein unvollendetes Epos ‚Africa‘ reflektiert und dabei auch von der Rolle des Ennius spricht.

Das lesenswerte Buch verfügt über eine gemeinsame Bibliographie und einen Index.

Walter Stockert

Quinto Ennio, Annali (libri IX–XVIII). Commentari a cura di Enrico Flores, Paolo Esposito, Giorgio Jackson, Mariantonietta Paladini, Margherita Salvatore, Domenico Tomasco. Volume IV. Napoli: Liguori Editore 2006. 454 S. (Forme materiali e ideologie del mondo antico. 36.) ISBN 978-88-207-397-4

Der Kommentarband zu den Büchern I–XVIII der *Annales* des Ennius schließt diese verdienstvolle Edition vorläufig ab. Zuvor waren drei Bände erschienen (I: kritischer Text mit italienischer Übersetzung der Bücher I–VIII von Flores; II: der zugehörige Kommentar verschiedener Autoren; III: der Textband zu dem vorliegenden Kommentarband, wieder von Flores, dem *spiritus regens* des Unternehmens). In einen fünften Band soll der Kommentar zu den *Fragmenta incertae sedis* aufgenommen werden.

Einleitend steht eine Bibliographie zu den ersten acht Büchern (3–38), an welche die Kommentare zu den einzelnen Büchern mit jeweils ergänzenden Bibliographien anschließen. Da es teilweise mühsam ist, die bibliographischen Hinweise zu finden (schon im Kommentar zum 10. Buch muss man gelegentlich an drei Stellen suchen), wäre es nützlich, wenn in dem angekündigten fünften Band die gesamte Literatur zusammengefasst würde.

Die Kommentierung durch mehrere Autoren führt natürlich zu großen Unterschieden in Umfang und Qualität, zudem gehen Querverweise zwischen den einzelnen Büchern vielfach ab, manchmal sind sie nicht korrekt (s. u.). Die Zitate sind nicht immer einheitlich (z. B. werden die *Tragica* des Ennius meist nach Vahlen zitiert, hier und da aber auch nach Jocelyn, der in der Haupt-Bibliographie fehlt; Euripidesfragmente werden noch nach Nauck zitiert, obwohl seit 2004 die Edition von Kannicht vorliegt). Die Kommentare zu den Büchern IX (Tomasco) und X (Jackson) sind sehr umfangreich, teilweise aber auch umständlich und abundant; andererseits erhält man wertvolle Informationen auf Gebieten, die sonst oft vernachlässigt werden, z. B. über die Behandlung der Textüberlieferung seit Stephanus (16. Jh.). Dazu treten die Erörterungen über den historisch-politischen Hintergrund, über *Stilistica* und *Metrica*, die Rezeption des Textes in der antiken Literatur sowie (gelegentlich ausufernde) Worterklärungen. Die Bücher XI–XV (Paladini, XV gemeinsam mit Salvatore) und vor allem XVI–XVIII (Flores unter Mitarbeit von Esposito) sind viel knapper gehalten, der raschen Information dafür oft dienlicher. Ein Sachindex wäre in solch einem Werk wünschenswert.

Einige Bemerkungen zu Details des Kommentars: Vers 327 (307 Skutsch): Ist *aevom agebant* (mit Hiatus) wirklich *lectio difficilior* gegenüber *agitabant*? – Vers 330 (309 Sk.) würde ich keinesfalls *tremis* wählen (*horrida terra* als Apposition spricht dagegen). – Vers 333/334 (312f. Sk.): Das Lemma ist hier sicher ein Musterbeispiel dafür, wie ein in den Text integrierter kritischer Apparat den Leser verwirren kann. – Vers 336 (315 Sk.) Zum -s *debile* nach Kurzvokal und vor Konsonant (p. 113f.) ist zu betonen, dass seine ‚Elision‘ eine Kann-Bestimmung ist, Positionsbildung also an sich nicht problematisch erscheint. Ein Hinweis auf das Kapitel in C. Questas *Introduzione alla metrica di Plauto*, 18f. (jetzt in: *La metrica di Plauto e di Terenzio*, Urbino 2007, 32ff.) hätte hier genügt, und es hätte dieser Punkt nicht immer wieder diskutiert werden müssen (p. 166 und 205, nicht aber p. 108 und 192 [wohin Frau Paladini mehrfach verweist]). – Vers 338f. (317f. Sk.): Vielleicht könnte man umstellen zu *maxima quae*. – Vers 353 (334 Sk.) *nictiti*, falls von *nictire*, ist mit Longa zu messen. – Vers 359 (339 Sk.) *praemi* ist zumindest bei Plautus die einzige Form des Genetivs (Questa, *Introduzione* 100; jetzt: *Metrica* 59), *pretii* schon aus diesem Grunde abzulehnen. – Vers 360 (343 Sk.): Hier finden sich besonders langatmige Erläuterungen simpler Wörter (*regnum*), Formen (3. Pl. Perf. auf -ere) und archaischer Schreibweisen (*vertere / vortere*). – Vers 361f. (344f. Sk.) p. 232 zu *capī* und zur *correptio iambica*: auch hier handelt es sich um eine Kann-Bestimmung (Questa, *Introduzione* 31ff.; *Metrica* 85ff.). – Vers 377f. (359f. Sk.): Skutsch bezweifelt m. E. zu Recht die Verbindung dieser Verse mit einer Rede Catos gegen die Aufhebung der *lex Oppia*. – Vers 384–386 (366–368 Sk.) *imus cor* (p. 306; vgl. 342) ist ein Lapsus auch der Korrekturleser. *acris* würde ich mit Skutsch als Akk. Pluralis ansehen. – Vers 387 (522 Sk.) *sicutī* unterliegt als ‚kretisches Wort‘ kaum der IK (bei Plautus allenfalls an bestimmten Lizenzstellen). – Vers 387–391 mit den Angaben zur Person des Ennius

wurden von Skutsch unter die *Fragmenta incertae sedis* gestellt (522–525; 471 Sk.). – Vers 397 (374 Sk.): Hier wird auch M. P a l a d i n i bei einem wichtigen Thema sehr ausführlich und erörtert vor allem die politisch-religiösen Dimensionen des Fragments; sie hätte hier auch auf die Abwertung der *μῦνταις* bei Euripides hinweisen können (z. B. *Iph. Aul.* 956ff.).

Abschließend sei nochmals betont, dass dieses bedeutende Unternehmen der Neapolitaner Schule einen wichtigen Schritt zur Erschließung dieses für die lateinische Literatur so prägenden Autors darstellt.

*Walter Stockert*

Karin Haß, *Lucilius und der Beginn der Persönlichkeitsdichtung in Rom*. Stuttgart: Steiner 2007. 260 S. (Hermes Einzelschriften. 99.) ISBN 978-3-515-09021-6

Im Zentrum dieser Arbeit, der überarbeiteten Fassung einer von Eckard Lefèvre betreuten Freiburger Dissertation, steht die Frage, ob man schon bei dem Dichter der Gracchenzeit von ‚Persönlichkeitsdichtung‘ sprechen kann oder vielmehr erst bei dem Neoteriker Catull. Die Autorin bejaht diese Frage und beleuchtet das Thema unter vielen Aspekten, die zugleich als Ausdruck für die Vielseitigkeit dieses ‚Autors der Subjektivität‘ dienen können. Die Persönlichkeit des Lucilius stehe hier in einem Maß im Zentrum der Darstellung, wie es zuvor unerhört gewesen sei (Kap. I: „Das Ich kommt ins Spiel“, 9ff.). Charakteristika der Persönlichkeitsdichtung werden in einem mehr theoretischen Abschnitt vor allem am „Gegenbeispiel Catull“ entwickelt (Kap. II; 19ff.). Ein stark ausgeprägtes Selbstbewusstsein, verbunden mit deutlicher Abgrenzung gegenüber Autoritäten bis hin zur persönlichen Attacke, sei dafür charakteristisch. Die historischen Bedingungen und Voraussetzungen für das Phänomen ‚Lucilius‘ werden erarbeitet (persönliche Dichtung in Rom vor Lucilius: Naevius, Ennius, Terenz, 44ff.). Im Zentrum der Arbeit steht aber eine systematische, nicht chronologische Betrachtung der Fragmente des Dichters (Kap. III; 53ff.). Zuerst wird die Stellung des Dichterindividuums in der Gesellschaft behandelt (der persönliche Lebensentwurf des Lucilius unter Abgrenzung von der traditionellen Karriere eines römischen Ritters als Kapitalist, seine Einstellung gegenüber Politik, Religion und Philosophie); dann wird das „satirische Ich“ bei Lucilius unter verschiedenen Aspekten beleuchtet (90ff.), vor allem seine durchaus aggressive Grundhaltung, die für das zweite Jahrhundert unerhört war, seine oft absichtlich negative Selbstdarstellung sowie seine unverkennbare Tendenz, sich selbst ins Zentrum seiner Dichtung zu stellen. Ein langer Abschnitt ist privaten Themen gewidmet, welche die Vielseitigkeit des Lucilius belegen (112ff.), und in erster Linie der Erotik, die er (auch an seiner eigenen Person) schonungslos zur Sprache bringt, dazu eine Fülle von Themen, die das gesamte Alltagsleben abdecken (z. B. seine Vorliebe für Pferde oder auch Reisen: das berühmte *iter Siculum*). Dazu treten „privatisierte und subjektivierte Stoffe“ (160ff.), und auch Themen wie ‚Krieg‘ (z. B. in der *militia amoris*), ‚Komödie‘, ja sogar ‚Orthographie‘ werden in das Repertoire der subjektiven Dichtung mit einbezogen. Von besonderer Bedeutung sind auch die poetologischen Erörterungen (179ff.), die H. den Aussagen des Dichters zu seinem Werk widmet, weiters die Ausführungen zu seiner satirischen Sprache und seiner Literaturkritik (hier wieder den bekannten Auseinandersetzungen des Dichters mit Accius, von dem ihn offensichtlich eine unüberbrückbare Feindschaft trennte). Alle Themen sind mit Zitaten dokumentiert, die (angesichts der vielen sprachlichen Abnormitäten eine Notwendigkeit) durch Übersetzungen erschlossen werden. In den Anmerkungen wird die Forschung zu Lucilius in reichem Maße mit einbezogen. Ein umfassendes Literaturverzeichnis und ein Stellenregister zu Lucilius beschließt das gelungene Werk.

Abschließend einige Bemerkungen zu Details (die wenigen Druckfehler werden hier nicht angeführt): p. 79ff.: Zum *virtus*-Fragment hätte man wohl die Arie der *Alcumena* vergleichend heranziehen können (Amph. 648ff.); p. 83 und 225: Die berühmte Stelle aus der *Nekyia* (Od. 11, 491) wäre trotz ihrer Bekanntheit zu zitieren gewesen; p. 88: fr. 680/681 K. *genium suum defrudet* könnte ein Zitat nach Plaut. Aul. 724 sein; p. 126: fr. 711 K. muss lauten at *metuis* etc. (*tu* zu streichen); Anm. 92: Bei Plautus sind Sklavinnen trunksüchtig, kaum Ehefrauen (so Curc. 96ff.; vgl. *Staphyla* als Name in der *Aulularia*), anders bei Aristophanes, z. B. in der *Lysistrate*; p. 139, Anm. 174: Aul. 492ff. liegt kein Vergleich zwischen Frauen und Pferden vor: die *muli* sind Ausdruck des Frauenluxus; p. 183 *ludo ac sermonibus nostris* (fr. 982 K.) könnte man vielleicht als eine Art *Hendiadyoin* („spielerische Plaudereien“) auffassen (vgl. schon Martyrs Übersetzung, zit. p. 186); p. 210: die Lesart der Hss. gibt für die Entscheidung zwischen *caeli* und *Caeli* in fr. 1059 K. nichts her; die Wendung *caeli pugnas* „himmelstürmende Schlachten“ kommt mir sprachlich bedenklich vor. Walter Stockert

Gudrun Sander-Pieper, *Das Komische bei Plautus*, Berlin - New York: Walter de Gruyter 2007. VIII, 292 S. (Beiträge zur Altertumswissenschaft. 244.) ISBN 978-3-11-019510-1 ISSN 1616-0452

In dem vorliegenden Buch, das auf einer Würzburger Dissertation beruht, hat sich Frau S.-P. ein ehrgeiziges Ziel gesetzt: ein umfassendes Bild von der Komik des Plautus zu entwerfen und dieses exemplarisch an einem Beispiel zu erproben.

Die Verf. stellt ihren eigenen Entwurf einleitend der traditionellen Plautuskritik gegenüber (7ff.). Sie interpretiert das plautinische Werk nicht (analytisch) unter dem Aspekt der Bearbeitung eines griechischen Vorbildes, sondern (synthetisch) als künstlerisches Produkt *sui generis* (wie dies einst Prescott postuliert hatte). Dabei grenzt sie ihre Arbeit auch von der ‚Neoanalyse‘ der Lefèvre-Schule und von den Arbeiten Otto Zwierleins ab. Der Hauptteil des Buches dient der Analyse der ‚Entstehung und Struktur dramatischer Komik‘ (33ff.). Nach einer ‚Ideengeschichte‘, betreffend das ‚Phänomen des Komischen‘ (von Platon und Aristoteles bis Bergson) kommt sie in dem Unterabschnitt ‚Typologie dramatischer Komik‘ (57ff.) auf ihr zentrales Anliegen zu sprechen. Sie entwirft ihr Konzept im Anschluss an die Strukturanalyse, die Volker Schulz in seinem Buch ‚Studien zum Komischen in Shakespeares Komödien‘ (1971) vorgenommen hat. Der komische Effekt wird auf die sog. ‚Bisoziationen‘ (der Begriff stammt von Koestler) zurückgeführt, d. h. auf vom Zuseher festzustellende Fehlerhaftigkeit der Figuren durch Normverstöße (das Abweichen von einer Norm, einem Code, ist ja bekanntlich für das Komische konstitutiv); dadurch kann eine Sache in ‚doppeltem Licht‘ gesehen werden (z. B. als Widerspruch zwischen Gesagtem und Gemeintem oder zwischen Sein und Schein). Schulz unterscheidet hier vier Ebenen (Physis, Figur, Situation, Sprache), jeweils in der Form der (weniger dramatischen) ‚Überlegenheitskomik‘ und der besonders effektiven ‚Unterlegenheitskomik‘. Diese insgesamt acht Varianten werden anhand passender Beispiele aus der plautinischen Komödie (*Aulularia* und *Miles* werden bevorzugt herangezogen) vorgeführt, im Wesentlichen überzeugend. Im Weiteren wird die Bedeutung der Informationsstrukturen für den komischen Effekt behandelt (88ff.); die komischen ‚Bisoziationen‘ ergeben sich durch das überlegene Wissen des Publikums, während bei Wissensgleichheit oder Wissensdefizit das Gefühl der Komik allenfalls marginal entsteht (dies wohl ein Hauptgrund für den traditionell ‚schwachen Schluss‘ der Komödie, wo vielfach Wissensgleichstand seitens der Akteure erreicht wird). Im Anschluss an das Buch Raimund Pfisters ‚Das Drama‘ beschreibt die Verf. die grundlegenden Strukturen im Inneren und Äußeren Kommunikationssystem (104ff.). In einem Exkurs wird die Bedeutung von

Spannung analysiert, geschieden in kognitive und affektive Spannung und in WAS- und WIE-Spannung (die stärkere Konzentration auf Erstere ist weniger für Plautus als für Terenz charakteristisch, der bekanntlich auf exponierende Prologe verzichtet hat). Die Funktion der Wissensvermittlung in Prolog, Monolog, Aparte und Lauscherszene – alle vier dienen primär der Information des Publikums – wird anhand von signifikanten Beispielen behandelt.

Das hier nur knapp skizzierte Modell wird anhand der *Menaechmi* auf seine Tragfähigkeit überprüft (171ff.). Am Prolog wird richtig der fundamentale Wissensvorsprung des Publikums durch die Vermittlung der Vorgeschichte und insbesondere auch der Namensgleichheit der Zwillinge hervorgehoben; als komischen Kontrapunkt zu dem eher ernsten *argumentum* versteht S.-P. die persönlichen Bemerkungen und metatheatralischen Hinweise des anonymen Sprechers. Sie betont – dies wohl etwas übertrieben – die Spannung des Zusehers auf eine Möglichkeit hin, die Zwillinge zu unterscheiden. Auch im Weiteren unterstreicht die Verf. das unterschiedliche Wesen der beiden ein wenig zu stark: heiterer Lebensstil vs. ernste Haltung des *Menaechmus* aus Syrakus, Hilflosigkeit in kritischen Situationen vs. überlegenes Agieren, das aber weniger dem Ethos der Figuren als jeweils der Situation zuzuschreiben ist: auch der epidamnische Bruder will sofort zugreifen, als sich eine Chance auf die Reisekasse des *Messenio* bietet (Vers 1037). Die Wichtigkeit der *palla* für die Identifizierung der Brüder wird ganz richtig unterstrichen: erstaunlicherweise spielt diese in der Schlusszene (S.-P. geht über diesen Umstand hinweg) keine Rolle mehr. Sehr hübsch wird das Motiv des ‚Wahnsinns‘ herausgearbeitet, welches das Drama durchzieht: vom gegenseitigen Vorwurf der Verrücktheit aufgrund der vorliegenden Wissensdefizite bis hin zur gespielten Wahnsinnsszene des Syrakusaners. Die Konfliktlösung durch *Anagnorisis* (259ff.) geht, wie S.-P. richtig betont, stufenweise vor sich; die psychologische Plausibilität der Unfähigkeit der Zwillingenbrüder, die Situation zu durchschauen, erscheint mir aber nicht so eindeutig gegeben wie der Verf.

Ein Studium dieses nicht ganz einfachen Buches muss empfohlen werden, weil es einen umfassenden Versuch darstellt, dem umstrittenen Problem der Komik im Drama beizukommen. Auch die exemplarische Erprobung der zahlreichen im theoretischen Teil entwickelten Kriterien an den *Menaechmi* erscheint im Wesentlichen gelungen; im Detail finden sich aber leider kleinere Mängel (die zahlreichen Druckfehler lasse ich dabei unerwähnt). Zum einen fehlen einige wichtige Bücher zum Thema: vor allem der grundlegende (wenn auch knapp gehaltene) *Menaechmi*-Kommentar Gratwicks, das Buch Zagagis zur Originalität des Plautus, sowie das große *Miles*-Buch von Schaaf. Mehrfach sind Originalzitate fehlerhaft: z. B. p. 79 Aul. 41 richtig *circumspectatrix*; p. 109 Poen. 552 *hos te*; p. 173 Men. 22 *qui pueros viderat*; p. 186 Men. 89 *apud mensam*; 94 *nimis lenta*. Und weiter: p. 8, Anm. 9: Die Entzifferung des Palimpsests verdanken wir vor allem W. Studemund („Apographum“); p. 37: Aristoteles handelt im fünften Kapitel der Poetik vom Komischen; mehrmals (p. 68, 79, 83) steht irrtümlich *comica* statt *vis comica*; p. 107: „Micios misstratene Söhne“ ist irreführend; p. 133: Die Tochter *Euclios* heißt sicher nicht *Phaedria* (dies ist ein Männername); wahrscheinlich handelt es sich um eine anonyme Rolle; p. 164, Anm. 348: Die (anonyme) *lena* der *Cistellaria* ist die typische profitgierige Kupplerin, dies im Gegensatz zu *Melaenis*; Anm. 349: *Selenium* ist keine Adoptivtochter, sondern ein unterschobenes Findelkind; p. 187f. Die schwierigen Verse Men. 105–107 müssten genau erklärt werden (sie sind nach Gratwick problematisch).

Walter Stockert

Wolfgang David Cirilo de Melo, *The Early Latin Verb System. Archaic Forms in Plautus, Terence, and Beyond*. Oxford - New York: Oxford University Press 2007. XVIII, 413 S. (Oxford Classical Monographs.) ISBN 978-0-19-920902-6

Das hier vorliegende Buch füllt eine Lücke: Es stellt die erste umfassende Behandlung der ‚extraparadigmatischen Verbalformen‘ bei den Komikern Plautus und Terenz sowie im archaischen Latein insgesamt dar, d. h. solcher (altertümlicher) Formen, die nicht aus den drei ‚klassischen‘ Verbalstämmen Praesens- (*infectum*), Perfekt- (*perfectum*) und Supin-Stamm herzuleiten sind (z. B. *faxo*, *duim* und *ausim*). M. hatte schon mit einigen Beiträgen Vorarbeiten geleistet, auch behandelte seine Diss. die Typen *faxo* / *faxim* / *impetrassere*, *duim* und *attigas*. Um den entsprechenden Background für seine Behandlung dieser ‚nicht paradigmatischen Verbalformen‘ zu schaffen, untersucht M. eine Reihe von relevanten ‚regulären‘ (d. h. der klassischen Formenlehre und Syntax entsprechenden) Formen und Konstruktionen für die archaische Zeit, z. B. den Unterschied zwischen einfachem Futur und Futur exakt (Kap. II; 21ff.). Diese Darstellung dient wieder als Basis für die Behandlung des sigmatischen Futurs (Kap. VI; 171ff.), diese wieder getrennt in Nebensätze (NS) und Hauptsätze (HS). In Letzteren findet sich bei Plautus und Terenz nur die Form *faxo* (die ihrerseits manchmal nur die Gewissheit einer Aussage signalisiert, also rein phraseologisch zu nehmen ist: Pl. Curc. 586f. *in tritico facillume / vel quingentos curculiones pro uno faxo reperias*). In der Regel stehen dahinter (in parataktischer Anordnung) Konj. Praes. oder Futur. Da in diesen Fällen die Vergangenheitsbedeutung fehlt, der perfektivische Aspekt aber gegeben ist, dürften wir damit die ursprüngliche Bedeutung fassen (im NS sind hingegen sigmatische Futura von den verschiedensten Verben belegt). Im Weiteren untersucht M. den Gebrauch der Tempora in konjunktivischen NS (Kap. III; 51ff.): Hier entspricht der Usus dem der klassischen Zeit, mit Ausnahme des weitgehenden Fehlens der periphrastischen Formen für die Nachzeitigkeit sowie einer größeren Freizügigkeit bei der ‚Verschiebung‘ der Tempora in den konjunktivischen NS nach Vergangenheit im HS. Dies ist ebenso eine wichtige Vorarbeit wie die Untersuchung des Unterschieds zwischen den Verbotsformen *ne facias* und *ne feceris*. M. erkennt hier vor allem einen Unterschied bezüglich der verwendeten ‚Person‘ (Konj. Perf. ist auf die zweite Person beschränkt), nicht unbedingt hingegen im Aspekt. Im 5. Kapitel (133ff.) wird gezeigt, dass im nachzeitigen Acl im Altlatein vielfach noch der Inf. Praes. mit Futurbedeutung steht (beschränkt freilich auf „telic AclS“, d. h. solche mit einer endzielgerichteten Handlung; weiters liegt dann in der Regel Subjektgleichheit vor). Dies ist die Voraussetzung für den Abschnitt zu den (wenigen) sigmatischen Infinitiven (Kap. VIII; 224ff., Muster: *impetrassere*), die M. eher als futurisch denn präsentisch beurteilt (239). Die extra-paradigmatischen Konjunktive (Kap. VII: sigmatische Konjunktive, 191ff., Typ *faxim*; Kap. IX: Typ *duim*, 240ff.; Kap. X: Typ *attigas*, 264ff.) werden besonders ausführlich behandelt und mit vielen Beispielen und Statistiken überzeugend dargestellt. Die sigmatischen Konjunktive z. B. werden bezüglich „frequency and productivity“ (sie sind viel häufiger im NS) untersucht, bezüglich „register“ (d. h. insbesondere Stillage), „combination with other tenses“ (vor allem Konj. Praes. ist parallel gesetzt), „distribution patterns“ (im HS vor allem in Verboten an die zweite Person und in Wünschen, im NS vor allem in *ne*-Sätzen bzw. Konditionalsätzen). Da im HS eine Beschränkung auf Verbote an die 2. Person vorliegt, wo ja auch der Konj. Perf. möglich ist, schließt M. auf ein Naheverhältnis der sigmatischen Konjunktive zu eben dieser (aoristischen) Form (214f.). Zu ähnlichen Ergebnissen kommt M. auch für die *i*-Konjunktive (*duim*), die er ebenfalls als einen alten Perfekt-Konj. (ohne Vergangenheitsbedeutung) klassifiziert, wie die besonders problematischen extra-paradigmatischen *a*-Konjunktive (Typ *fuat*, *attigas*), die er als damals schon obsolet werdende Formen einem gehobenen Stilniveau zuweist. Nach der „Synchronic Analysis“ im Hauptteil des Buches gibt M. im dritten Teil eine „Diachronic Analysis“ der extra-paradigmatischen Formen (301ff.). Zuerst hinterfragt er die gängigen Hypothesen zur Herkunft dieser Formen und entscheidet sich in einer mehr auf den Sprachwissenschaftler zugeschnittenen Erörterung insbesondere aufgrund seiner synchronischen Analysen für die Erklärung dieser Formen als alter Aoriste. In einem letzten Kapitel

wird das Fortleben dieser Formen in der klassischen und nachklassischen Literatur (auch bei Grammatikern und in Glossaren) besprochen (336ff.). Mit wenigen Ausnahmen (z. B. *ausim*) ist eine starke Tendenz dieser Formen hin zum Verschwinden unverkennbar, die schon bei Terenz beginnt.

Neben einem ausführlichen Literaturverzeichnis verfügt das Buch über drei Indices: Stellen, Wörter und den ‚General Index‘. Das Buch ist ungewöhnlich klar formuliert und strukturiert und ist auch dem in der Linguistik weniger versierten Leser wie dem Rez. gut zugänglich. Für den Spezialisten auf dem Gebiet des Altlateins, vor allem des Plautus, ist es als Pflichtlektüre einzustufen.

Abschließend einige Bemerkungen: Die Bedeutung der Metrik für den Einsatz der extraparametrischen Formen wird von M. vielleicht ein wenig unterschätzt: Z. B. ist *attigas* nicht nur am festen Versschluss der Sprech- und Rezitationsverse leichter unterzubringen als *attingas*, sondern auch an Stellen, wo das Meyersche Gesetz gilt (zu diesem vgl. C. Questa, *La metrica di Plauto e di Terenzio*, Urbino 2007, 383ff.). M. gibt dankenswerterweise allenthalben die langen Silben an. Er sollte jedoch *ego* in der Regel mit kurzer zweiter Silbe schreiben, da *egō* die Ausnahme darstellt. – p. 196: zur Charakteristik des Euclio vgl. auch Rez., *Gymn.* 89 (1982), 4ff. – p. 204: Cist. 523 steht *dem* (durch Konjekturen?) schon in den Hss. JK, welche die sog. ‚Gallica recensio‘ vertreten.

*Walter Stockert*

\* \* \*

Wilfried Stroh, Cicero. Redner, Staatsmann, Philosoph. München: Verlag C. H. Beck 2008. 128 S. (C. H. Beck – Wissen.) ISBN 978-3-406-56240-2

Dieser Abriss von Ciceros Leben und Werken, geschrieben mit dem umfassenden Wissen des Verf., ist gut zu lesen und reich an Information. Einer einleitenden Skizze des Lebensplans und der politischen und literarischen Absichten des Römers stellt St. die Realität gegenüber, das stete Ineinander von Beruf und Berufung: „Der Aufstieg (106–64 v. Chr.)“, „Triumph und Sturz (63–57 v. Chr.)“, „Cicero rehabilitiert und entmachtet (57–54 v. Chr.)“, „Cicero wird politischer Philosoph (55–49 v. Chr.)“, „Cicero unter Caesar (49–44 v. Chr.)“, „*Rhetorica et Philosophica* (46–44 v. Chr.)“, „Der letzte Kampf (44–43 v. Chr.)“ – die Aufzählung nur der Kapitelüberschriften zeigt die Entwicklung, und sie zeigt vor allem die Beschleunigung dieses Lebens gegen das Ende hin. Mit Überblick, ohne Emphase und angemessen führt St. durch die Biographie und vermittelt ein Bild des Mannes, der den Meisten doch nur in den Titeln seiner Werke und mit Bonmots bekannt ist: Ein Leben zwischen großen, mutigen und halbherzigen politischen Leistungen, zwischen dem steten Streben nach Anerkennung, die ihm manchmal zu Recht, oft aber zu Unrecht nicht zuteil wurde, und ein Leben mit unvergleichlichen Leistungen auf dem Gebiet der lateinischen rhetorischen und philosophischen, ja der Literatur insgesamt. St. versteht es, auch Bekanntes spannend zu präsentieren (z. B. den Bericht über die Entstehung und die heutige Form der *Academici libri*, gleichzeitig ein lehrreiches Beispiel zur Beurteilung unseres Bestandes der Schriften antiker Autoren! 92ff.). Das Buch ist uneingeschränkt zu empfehlen, nicht zuletzt auch zur Ausleuchtung des historischen und biographischen Hintergrunds populärer Romane aus den letzten Jahren (Robert Harris, *Imperium*, London 2006, dtsh. Heyne TB 2008; Steven Saylor, *Roman Blood*, New York 1991, dtsh.: *Das Lächeln des Cicero*, Weltbild Verlag 2005).

*Herbert Bannert*

Gabriele Bockisch - Joachim Kłowski, Cornelius Nepos. Attische Staatsmänner aus römischer Sicht – Themistokles, Alkibiades, Thrasybul. Bamberg: C. C. Buchner 2006. 159 S. ISBN 978-3-7661-5456-9

Die Griechenbiographien des Cornelius Nepos gehörten einst zu den Eckpfeilern des gymnasialen Lateinunterrichts, und sie haben bis heute einen nicht zu verachtenden Platz im schulischen Lektürekanon behauptet. Stand dabei früher der ‚moralische‘ Wert dieser Lebensbeschreibungen vorbildhafter Helden- und Staatsmännergestalten im Vordergrund, so wird man heute das Potenzial von Nepos' Sammlung eher in der Chance erkennen dürfen, anhand des historischen Hintergrunds der Viten Einblicke in die Geschichte des klassischen Griechenlands zu vermitteln.

Auf dem Gebiet der politischen Geschichte liegt das aktuellste Vermächtnis des Griechentums zweifellos in der Idee und Realität der Demokratie, und hier wird natürlich die athenische Ausprägung dieser Staatsform im Mittelpunkt des Interesses stehen – nicht trotz, sondern gerade wegen der zwischen der direkten Demos-Herrschaft der athenischen Bürgergemeinde und den repräsentativen Systemen moderner Demokratien bestehenden Unterschiede. Anhand der Lektüre einschlägiger Neposviten die Eigenart antiker Demokratie im Unterricht zu vermitteln, böte sich an, setzt aber ein historisches Hintergrundwissen voraus, das nicht jedem Lateinlehrer zur Verfügung stehen dürfte. Es kann daher als Glücksfall gewertet werden, dass die Althistorikerin Gabriele Bockisch und der Latinist Joachim Kłowski im hier zu besprechenden Werk eine auf den Themenschwerpunkt ‚Attische Demokratie‘ zugeschnittene kommentierte Textausgabe zu den Nepos-Biographien des Themistokles, Alkibiades und Thrasybulos vorlegen. Die Aufnahme des dem breiteren Publikum kaum bekannten Thrasybulos überrascht, wird aber von K. in der Einleitung zu Recht mit der besonderen Wertschätzung begründet, die Nepos gerade diesem Helden entgegenbringt. Jede der drei Viten wird zunächst mit einem jeweils von B. verfassten historischen Abschnitt eingeleitet, der das Wirken des Helden in seinen historischen Kontext einbettet. Es verdient besondere Beachtung und Anerkennung, dass B. sich dabei trotz des knappen Raums nicht darauf beschränkt, Nepos' Erzählung durch die von anderen antiken Autoren mitgeteilten Fakten zu ergänzen, sondern forschungsaktuelle Fragen der Struktur- und Sozialgeschichte anspricht (z. B. Demographie Attikas; wirtschaftliche Folgen von Themistokles' Flottenbau; wirtschaftliche Lage Athens nach der Niederlage 404).

Die von K. besorgten Texte der Nepos-Viten lehnen sich (mit einigen im Kommentar begründeten Abweichungen) an die neue Teubneriana von P. K. Marshall an und werden kapitelweise vorgelegt, gefolgt jeweils von einem Kommentar, der sich ganz bewusst als Erweiterung und Ergänzung zu den gängigen Schülerkommentaren versteht, daher die dort gebotenen Erklärungen und Übersetzungshilfen ausspart. Der Kommentar konzentriert sich demgemäß auf historische Erläuterungen (soweit nicht schon in den Einleitungen erfasst) sowie auf die sprachlichen und stilistischen Besonderheiten des Nepos-Texts. Gerade in Hinsicht auf die Letzteren hat K. eine Fülle von Beobachtungen zu bieten, die dem Leser einen guten Einblick in die technische Seite von Nepos' Darstellungskunst gewähren. Deutlich herausgearbeitet wird dabei Nepos' Neigung zum massiven Einsatz rhetorischer Stilmittel, die, gerne auch in größerer Form verwendet, dem Lateinlehrer reiches Beispielmaterial zur Illustration der rhetorischen Kunstfiguren gewähren. Für eine Reihe textkritisch umstrittener Passagen werden neue, beachtenswerte Emendationsvorschläge geboten (z. B. zu Them. 2, 4 oder, besonders gelungen, zu Alc. 10, 2).

Den Abschluss des Bandes bildet ein Essay über ‚Demokratie in Antike und Gegenwart‘ von B., der einen weiten Bogen von der Demokratiekonzeption des klassischen Griechentums



und ihrer Bewertung im philosophischen Diskurs bis hin zu den Nachwirkungen antiker Demokratiekonzepte im Zeitalter der Amerikanischen und der Französischen Revolution spannt. B. gelingt es dabei, in einer knappen, stilsicheren Skizze Gestalt und Eigenart der klassischen griechischen Demokratie wie auch die demokratischen Elemente der römisch-republikanischen Staatsordnung zu einer auch für weniger fachkundige Leser nachvollziehbaren Darstellung zu bringen. Der anschließende Überblick über die Nachwirkung antiker Demokratiekonzepte muss angesichts der Riesenfülle des Materials selektiv ausfallen, erfasst aber alle wichtigen Etappen der Demokratie-Rezeption bis in die Napoleonische Zeit hinein.

Das Gesamturteil ist uneingeschränkt positiv: Es ist den beiden Autoren gelungen, ein Informations- und Kommentarwerk zu schaffen, das dem im Unterricht mit der Neposlektüre befassten Lateinlehrer ein zuverlässiges Arbeitsinstrument, dem allgemein interessierten Neposleser eine Fundgrube an historischem und sprachlichem Hintergrundwissen zur Verfügung stellt. Dürfen wir hoffen, seitens der beiden Autoren auch noch andere Neposviten in dieser Weise aufbereitet zu bekommen?

*Herbert Hefner*

Erwin H a c h m a n n, L. Annaeus Seneca. Epistulae morales. Brief 66. Einleitung, Text und Kommentar, Frankfurt am Main u. a.: Peter Lang 2006 (Lateres. Texte und Studien zu Antike, Mittelalter und früher Neuzeit. 3.) ISBN-13: 978-3-631-55262-9 ISSN 1610-6806

Dieser Kommentar zu Senecas 66. Brief an Lucilius stellt in der Klassischen Philologie einen kleinen, aber bedeutenden Schritt zu einer kommentierenden Gesamterfassung des senecanischen Briefcorpus dar. Die Leistung H.s ist beachtlich, führt man sich vor Augen, dass der vorliegende Brief Senecas nicht gerade zu den ‚praktischen‘, d. h. am Alltag orientierten Lektionen über die Weisheit der Stoa gehört, sondern in – teilweise anstrengender, ‚spröder‘ Weise – einen Beitrag zum theoretischen Hintergrund jener Philosophie (bzw. deren senecanischen Prägung) darstellt. Brief 66 behandelt, basierend auf dem dritten stoischen Paradoxon, das die These der Gleichheit aller Tugenden sowie aller Verfehlungen aufstellt, einen umfassenden Komplex der stoischen Güterlehre. Markant ist dabei die senecatypische ‚Einhämmertaktik‘, bei der dem Rezipienten des Briefs durch variierend-wiederholende Exempla die Zusammenhänge der stoischen Ethik ausführlich verdeutlicht werden sollen.

Es gelingt H. vortrefflich, die Gedanken- bzw. Beweisgänge des Briefes herauszustellen. Darüber, ob dabei nicht eine eigene Übersetzung doch hilfreich gewesen wäre (der Verf. verzichtet darauf mit dem Hinweis auf die große Zahl vorliegender Übertragungen), lässt sich zumindest streiten. Der Kommentar schafft es, ausgehend von der Forschungsliteratur Licht in das teilweise wirre Dunkel eines sehr theoretisch geratenen Briefes zu werfen. Auch auf die – teilweise ermüdenden – Wiederholungen Senecas geht H. geduldig, kenntnisreich und mit Hilfe zahlreicher Querverweise innerhalb des Werks Senecas und auch darüber hinaus erläuternd ein, so dass dem Leser ein Gesamtgebäude stoischer Güterlehre erkennbar wird. Dies geschieht nicht nur innerhalb des fortlaufenden Kommentars an sich, sondern wird auch durch erhellende Exkurse, die den Kommentarabschnitten eingeschoben sind, unterstützt. So werden neben den komplexen Begrifflichkeiten wie z. B. den *indifferentia* mit den Unterbegriffen *commoda* und *incommoda* auch die Tugendlehre sowie die *magnitudo animi* und das große Problem der *fortuna* umrissen, so dass sowohl einem Stoa-Anfänger als auch dem Kenner dieser Philosophie im Großen wie im Detail ein hilfreiches Instrument zur Verfügung steht.

*Thomas Lemmens*

Britt Dahlman, *Saint Daniel of Sketis. A Group of Hagiographic Texts*. Edited with Introduction, Translation and Commentary. Uppsala: Acta Universitatis Upsaliensis 2007. 260 S. (Studia Byzantina Upsaliensia. 10.) ISBN 978-91-6893-4 ISSN 0283-1244

Die vorliegende Dissertation (Lund 2007) beschäftigt sich mit acht Erzählungen über den heiligen Daniel, der in Sketis in Ägypten wirkte. Die Arbeit besteht aus Einführung, Text mit Übersetzung und Kommentar, weiterhin gibt es einen Index der Zitate und Anspielungen, naturgemäß zumeist auf Bibelstellen. Die Bibliographie ist umfassend und dokumentiert die Arbeit an den Texten.

In der Einführung gibt die Hg. eine kurze Beschreibung der Wüstengegend Sketis und eine Übersicht der Schriften, die das Leben der Mönche beschreiben und Äußerungen enthalten, die ihnen zugeschrieben werden. Solche Sammlungen waren bekanntlich sehr beliebt; vor allem ist die Tradition der Apophthegmata Patrum umfassend und schwer überschaubar. Das Kapitel „The Daniel Texts“ beschreibt die vorhandenen Geschichten von Daniel, und zwar sowohl die in die Ausgabe aufgenommenen als auch andere verwandte Texte. Es folgt eine Beschreibung der Handschriften und ihres Verhältnisses zueinander: Die Danielgeschichten bilden ein Danieldossier, das in fünf Handschriften vorliegt. Die Hg. geht auf vier davon genauer ein, eine fünfte wurde erst später entdeckt und konnte daher nicht mehr verwendet werden; allerdings ist der Verlust wahrscheinlich nicht besonders groß, denn die Handschrift gehört offenbar zum weniger bedeutsamen Zweig der Überlieferung. Die vier Textzeugen sind auf zwei Gruppen verteilt, die je zwei Handschriften umfassen. Ein Stemma ist nicht notwendig, denn es scheint völlig eindeutig, dass die zwei Gruppen unabhängig voneinander sind und dass in den Gruppen jede Handschrift für sich steht. Auffällig ist, dass die jüngeren Handschriften einen besseren Text bieten, und dass eine Gruppe deutlich besser ist als die andere. Zur Datierung lässt sich nur feststellen, dass die Erzählungen zu einem unbestimmten Zeitpunkt zusammengestellt wurden; die Hg. bleibt auch in der Frage nach Historizität und Identität von Daniel zurückhaltend. Die Texterstellung kann man diskutieren, doch hat die Hg. gut gewählt, und nur sehr selten sind Konjekturen nötig. Der Kommentar ist in erster Linie ein Sachkommentar. Text und Kommentar geben Auskunft über Leben, Arbeit und Denkweise der Mönche, zeigen aber auch, wie die Menschen lebten, nicht nur in den Dörfern, sondern auch in den Großstädten Alexandrien und Antiochien.

Die acht Geschichten haben einen durchgehenden Bestand an Themen. Natürlich ist Daniel immer die handelnde Person, die nicht nur, wie oft in den Apophthegmata, gute Ratschläge gibt oder eine Bibelstelle erklärt. Ein wichtiges Thema ist die so genannte „secret holiness“: Daniel begegnet Menschen, die individuell verschieden gezeichnet sind, die aber gemeinsam haben, dass sie gottesfürchtig sind und gute Werke tun, ohne dass sie dies explizit kundtun und ohne dass es die Umgebung recht versteht. Daniel hat die Gabe, das Äußere zu durchschauen und den inneren Wert der Menschen zu erkennen. Das Leben eines Mönchs ist ja dadurch gekennzeichnet, dass man sich von der Welt entfernt und anders als die ‚Weltlichen‘ lebt. Aber hier wird alles auf die Spitze getrieben: der Tor, der blinde Bettler, der arme Steinmetz sind Wohltäter und geben von dem, was sie haben; die verachtete, trunksüchtige Frau ist frömmere als die Klosterschwester. Meistens ist ein Jünger anwesend, der mit Daniel diskutiert, sich jedoch auch widersetzt und keine passive Rolle spielt, wie sie in solchen Texten sonst den Schülern zukommt, die oft nur eine Frage an die Älteren stellen dürfen.

Man fragt sich, wer Daniel eigentlich war und ob er überhaupt existiert hat. Man möchte gern etwas über ihn in Quellen außerhalb der Mönchsgeschichten finden, aber nur bei Cassianus kommt ein Daniel vor, der jung gestorben sei. Das muss im 4. Jh. geschehen sein, in den

vorliegenden Texten gibt es aber Geschichten, die eher zum 6. Jh. passen (z. B. Eulogios der Steinmetz, Anastasia Patrikia). Die Hg. neigt dazu, Daniel ins 6. Jh. einzuordnen, ich glaube aber, dass man überhaupt nichts über den historischen Daniel aussagen kann. In den Apophthegmata werden dieselben Geschichten von dem einen oder dem anderen Abba erzählt, und bisweilen fehlt ein Name. Auffällig ist dabei, dass man nach Glaubwürdigkeit strebte und daher gern Traditionsreihen aufstellte. Bemerkenswert ist ein Detail, das die Hg. wohl zu wenig beachtet hat: das so genannte cross-dressing. In den Geschichten kommen Frauen vor, die sich als Männer kleiden und als solche auftreten. Man hat dies als einen Versuch gedeutet, die weibliche Natur, die als unterlegen aufgefasst wurde, zu verbergen, eine Deutung, die m. E. aber für diese Erzählungen nicht zutrifft, denn das cross-dressing scheint hier v. a. praktische Gründe zu haben: Eine Frau versteckt sich vor Verfolgern, eine andere möchte mit ihrem Mann, einem Mönch, in aller Frömmigkeit leben, und muss dann natürlich auch als Mann auftreten.

Alles in allem ist diese Abhandlung eine gediegene Arbeit, die zuverlässige Texte und einen lehrreichen Kommentar bereitstellt. Auf diesem und anderen, verwandten Gebieten bleibt noch viel zu tun. Die Überlieferung der Apophthegmata ist, wie gesagt, sehr verwickelt, und bekanntlich ist nur die sogenannte systematische Sammlung gut herausgegeben (Sources Chrétiennes 387, 474, 498). Wie sind diese Sammlungen zustande gekommen und in welcher Absicht? Welche Bearbeitungen haben sie durchgemacht? In Lund haben sich seit einiger Zeit mehrere jüngere Forscher mit dem Einfluss der griechischen Bildungstradition auf die Welt der Wüstenväter und Wüstenmütter beschäftigt und dadurch das Verhältnis zwischen der paganen und der christlichen Welt erläutert. Diese Studien sind für die antike Bildung und für die Geschichte der Ost- und Westkirche sehr wichtig.

*Bengt Alexanderson*

\* \* \*

Peter Stotz (Hg., unter Mitarbeit von Philipp Rölli), *Dichten als Stoff-Vermittlung. Formen, Ziele, Wirkungen. Beiträge zur Praxis der Versifikation lateinischer Texte im Mittelalter*. Zürich: Chronos-Verlag 2008. 291 S. (Veröffentlichungen des Nationalen Forschungsschwerpunkts „Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven“. 5.) ISBN 978-3-0340-0898-3

Die hier vorgelegte Sammlung vereinigt die Beiträge der Teilnehmer einer Tagung, die im Rahmen des Nationalen Forschungsschwerpunktes „Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven“ (Schweizerischer Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung; Universität Zürich u. a.) am 8. und 9. Juni 2007 in Zürich stattfand. Peter Stotz umreißt selbst in der Einleitung („Pegasus im Joche der Fuhrhalter“) die thematischen Schwerpunkte: Bibeldichtung und Dichtung auf der Basis von Bibelkommentaren; hagiographische Dichtungen; Lehrdichtung; poetologische Fragestellungen. Vorangestellt ist ferner ein im wahrsten Sinn des Wortes kurzweiliger Vortrag von Paul Gerhard Schmid über das Kürzen als eigene Technik und über die Haltung mittelalterlicher (doch nicht nur dieser) Autoren gegenüber Kurzfassungen fremder und eigener Werke.

Die Gruppe der der Bibeldichtung gewidmeten Beiträge eröffnet Greti Dinkova-Brunn mit einem Vergleich der metrischen Bearbeitungen der Schöpfungsgeschichte, konkret des ersten Schöpfungstages, durch Leonius von Paris, Petrus Riga, Petrus Episcopus und Andreas Sunonis, die sie als ungefähr zeitgleiche Repräsentanten des Pariser Schulbetriebs vorstellt. Ihre These, die vier Autoren (oder wenigstens einige davon) könnten absichtlich in

so unterschiedlichen Weisen zum gleichen Thema gedichtet haben, um ein Corpus in (mutatis mutandis) der Art der Diabelli-Variationen zu schaffen, ist anregend, würde allerdings die Analyse der vollständigen Werke – eines davon ist noch gar nicht ediert – erfordern.

Dankenswert wegen der völligen Unbekanntheit des vorgestellten Textes ist Michael Gigers Arbeit zu Wilhelm von Weyarns Verfassung des Hoheliedkommentars Ruperts von Deutz. Die Anfangspassagen beider Texte werden, gut in Abschnitte eingeteilt, miteinander verglichen, eine Entscheidung, die man vielleicht bedauern muss, weil just diese Passagen nichts Bemerkenswertes enthalten und im Schlusswort denn auch nur recht blasse Beobachtungen ermöglichen. Einige Lapsus hätten vermieden werden können: Das seltene Wort *bria* in Wilhelm, Vers 68, stammt sicher aus Charisius, während die beiden anderen angegebenen Bezeugungen (Caesarius von Heisterbach und Albertus Magnus; es fehlt Wilhelm von Conches zu Boeth. consol. 3, prosa 2, der immerhin zeitlich näher läge) wegen der dort angegebenen Wortbedeutungen gar nicht hierher passen – man hätte also nicht alle drei Stellen übervorsichtig im Kommentar (65/66) nebeneinander nennen sollen; gelegentlich wird der Leser in die Irre geführt: *simul* auf p. 67, Z. 12 sucht der Leser in Wilhelms Text vergeblich, es stammt vielmehr aus Rupert; auch einige misslungene Formulierungen stören den Gesamteindruck: p. 67, Z. 2 ‚somit‘ und p. 68, Z. 5–7 sind mir unverständlich. Auf eine gründlich durchgearbeitete Analyse wenigstens eines größeren Teils des Verskommentares, wie sie der Verf. ankündigt, darf man aber gespannt sein. – Monique Gouillet gibt anschließend einen Überblick über die Beziehungen zwischen Bibeldichtung und Hagiographie. Sie plädiert dafür, nicht nur narrative Gedichte, sondern auch Hymnen und vor allem liturgische Gedichte zur hagiographischen Dichtung hinzuzurechnen und entsprechend zu berücksichtigen, und skizziert übersichtlich die Zusammenhänge zwischen mittelalterlichen Kenntnissen lyrischer Metren, deren Praktizierung und deren Niederschlag in der Hagiographie.

Nach dieser Überleitung auf das Feld der Hagiographie beschreibt Chiara Bissolotti eine anonyme, in sapphischen Strophen verfasste Paraphrase der Benediktsvita. Einige hier getroffene Aussagen (etwa p. 91, Z. 8–10) bleiben freilich diskussionswürdig. – Sehr informativ und auf Wesentliches konzentriert ist der Beitrag von Peter Orth mit einem Vergleich zwischen einer frühmittelalterlichen metrischen und einer hochmittelalterlichen rhythmischen Bearbeitung der Dionysiusvita Hilduins von Saint-Denis, innerhalb dessen auch die von Lapidge 1987 verfochtene Autorschaft Hilduins an der metrischen Vita durch plausible Argumente abgelehnt wird. – Gleichfalls grundlegend für jede künftige Beschäftigung mit dem Thema ist Francesco Stella's Überblick über die metrischen Bearbeitungen der Mohammedsvita, der auch den französischen Roman de Mahomet einbezieht und nicht zuletzt durch instruktiv ausgewählte Textpassagen besticht. Facetten, die über die schlichte Interpretation dieser Texte als Anti-Hagiographie hinausgehen, werden anregend aufgezeigt.

In den Bereich des Schulunterrichtes führt der Beitrag von Bernhard Pabst. Man findet hier einen guten Überblick über die sich wandelnde Situierung des Lehrgedichtes im hoch- und spätmittelalterlichen Grammatikunterricht. Das Selbstverständnis der Lehrdichtung als didaktisches Medium, ihre Funktionsweise im Unterricht, aber auch ihre Überführung in ein sozusagen metrisch verdichtetes Gerüst für einen als Paratext zu gestaltenden Kommentar, der im Spätmittelalter die Oberhand gewinnt, bilden die Hauptelemente der Untersuchung. – Daran schließt sich gut Carla Piccone mit einem kleinen Aufsatz zum *Doctrinale* des Alexander de Villa Dei und zu einer Parodie auf den Grammatik-Schulbetrieb im *Baldus* des Teofilo Folengo. Den fast skurril zu nennenden Anhang dazu bildet Alexandru Cizek mit einer auf Konrad von Mures *Novus Grecismus* konzentrierten, das Feld aber doch weiter abdeckenden Auflistung von Memorial- und insbesondere Differentialversen, in gewisser Weise die Extremform grammatischer Lehrdichtung beleuchtend. Allerdings hätte man dem Aufsatz einen Korrekturprozess gewünscht: p. 197, Z. 37 muss, um Sinnstörung zu vermeiden,

*lendis capiti* gelesen werden, und die Behauptung, es habe „die literarische Theorie eines Horaz die *brevitas* als Vorzug der poetischen *narratio* eindeutig befürwortet“ (193), ist nicht nur deshalb verblüffend, weil die dazu in Anm. 18 beigebrachten Stellenangaben falsch sind.

Den abschließenden Block des Sammelbandes, welcher poetologischen Beobachtungen gewidmet ist, eröffnet Thomas H a y e mit einer Analyse der Selbstaussagen des sich Archibernardus nennenden, von H a y e probeweise im Süditalien des früheren 12. Jh. lokalisierten Dichters eines praktisch unbekanntem kurzen Lehrgedichtes über die Falkenbeize. Ähnlich ausgefallen, aber unendlich umfangreicher ist die riesenhafte, an eine Epigrammserie erinnernde metrische Bearbeitung des Valerius Maximus, die Rodulfus Tortarius um 1100 dichtete und deren sich Gerlinde B r e t z i g h e i m e r annimmt. Auch hier werden nicht nur die poetologischen Aussagen des Autors, sondern auch eine gute intertextuelle Beobachtung (241) herangezogen, um die Intention des Textes nachvollziehbar zu machen. – Den Versuch einer Abgrenzung zwischen Prosimetron bzw. vor allem Paraphrase und *opus geminum* unternimmt Michele F e r r a r i, das Hauptaugenmerk auf das letztgenannte richtend. Besonders zu begrüßen ist an dieser ausgewogenen, an Genettescher Terminologie orientierten Untersuchung der Hinweis darauf, dass der gern als Archeget gehandelte Sedulius nur mit großer Vorsicht als Erfinder des *opus geminum* gerechnet werden sollte, weil *Carmen* und *Opus paschale* eigentlich keine übergreifende Einheit schaffen. Man könnte freilich (meine ich jedenfalls) noch einen Schritt darüber hinausgehen: Die von F e r r a r i (256) gegebene Liste von *opera gemina* enthält bezeichnenderweise kein einziges weiteres biblisches Stück, weil durch die Unersetzlichkeit und Omnipräsenz des Bibeltexes jede Bibeldichtung an sich schon ein *opus geminum* ergibt, mit dem Bibeltex, der für einen christlichen Denker ja nahezu außerhalb der Zeitlichkeit steht und daher auch kaum als Praetext bezeichnet werden kann, als automatisch vorhandenem Pendant. Sedulius brachte also vielmehr das Kunststück eines *opus triplex* fertig, innerhalb dessen die Verbindungen zwischen Evangelien und *Carmen* sowie zwischen Evangelien und *Opus paschale* mindestens so eng, wenn nicht enger sind als jene zwischen *Carmen* und *Opus*. – Schließlich behandelt ein kleiner, aber lesenswerter Aufsatz von Jean-Yves T i l l i e t t e Facetten der Dichtkunst Walthers von Châtillon, gegliedert nach *inventio* (die Einbeziehung moralisierender Elemente mit recht eindeutiger Zielrichtung auf den Papstthron) und *elocutio* (Klangeffekte und Luxtapositionen, die an Wortspiele, ja an die in C i z e k s Aufsatz beschriebenen Differentialverse erinnern): Auch hier schließt sich also ein Kreis innerhalb dieser bunten, doch nicht ziellos wirkenden Aufsatzsammlung.

Gottfried Kreuz

Raimund Johann W e i n c z y k, Eoban und Ovid. Helius Eobanus Hessus' Brief an die Nachwelt und Ovids Tristien – Spurensuche in einer Dichterkwerkstatt. Mit Abbildungen Joan M i r ó s. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2008. 163 S. (Kalliope – Studien zur griechischen und lateinischen Poesie. 9.) ISBN 978-3-8253-5472-5

W.s erste größere Arbeit ist seine 1993 am Seminar für Dogmatik und Theologische Propädeutik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn verfasste Diplomarbeit: Kann Evolution auch Schöpfung Gottes sein? Schöpfung und Evolution im Fadenkreuz. Nach seiner 2006 bei Winter erschienenen Dissertation: Myškin und Christus. Ein fiktives Gespräch mit J. Ratzinger auf der Basis von F. M. Dostoevskijs Roman ‚Idiot‘ (cf. die Rez. von Dirk Uffelman, Osteuropa 58/3 [2008], 171–173) legt W. mit seiner essayistischen Vergleichung von Ovid und Eobanus Hessus eine dritte von höchstem Individualismus geprägte Arbeit vor. Dieser jüngsten Veröffentlichung stellt er

als Motti je ein griffiges Zitat aus Hegels ‚Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie‘, Goethes ‚Faust‘ und Gadammers ‚Wahrheit und Methode‘ voran. Im nicht paginierten Vorwort betont W., auf „Entdeckungsfahrt“ zu „einem fast versunkenen literarischen Kontinent“ gegangen zu sein. (Er behandelt jedoch keineswegs unbekannte, nur einem kleinen Kreis von SpezialistInnen bekannte Literatur, sondern wendet sich mit ‚Eobanus Posteritati‘ einem Text zu, der in einen etablierten Forschungszweig, die Neolatinistik, einzuordnen ist.) Beizupflichten ist der als Gnome intendierten Aussage: „Auf Entdeckungsfahrt zu gehen, ist das Eine. Etwas Anderes ist es, dabei auch noch fündig zu werden.“

Einzelne dieser ‚Fundstücke‘ verdienen eingehend(er)e Betrachtung. (1.) die Bilder Joan Mirós, die am Beginn jedes der acht Unterabschnitte des fünften (und zentralen) Kapitels „Textstellenvergleiche: Ovids Tristien und Eobans Brief an die Nachwelt“ in Farbe abgedruckt sind und dem Buch unter optischen Gesichtspunkten große Attraktivität verleihen, geben, wie W. im Vorwort betont, „dem Leser die Möglichkeit visueller Impulse bei seiner literarischen Begegnung mit Eobanus Hessus und Ovid.“ Der Zusammenhang zwischen lateinischem Text, W.s Interpretationsansätzen und den ‚Illustrationen‘ ist jedoch weniger emblematisch denn enigmatisch. Oder (2.) das Literaturverzeichnis, dessen Systematik sich der Rez. nicht erschlossen hat, erscheinen doch Ovid und Eobanus Hessus in der Rubrik Sekundärliteratur. Am aufsehenerregendsten sind jedoch (3.) einzelne Interpretationsversuche: Befremdlich ist seine – gegen Karl Enekel gerichtete – Behauptung, „dass Eobans Brief an die Nachwelt [...] im Anfang und Ende so gestrickt ist, dass Eoban damit in ein sprachlich-ironisches Spiel mit Ovids Tristien einsteigt“ (17). Enekel's wichtigen Aufsatz: Autobiographisches Ethos und Ovid-Überbietung: Die Dichterautobiographie des Eobanus Hessus, Neulateinisches Jahrbuch 2 (2000), 25–38 glaubt W. überhaupt korrigieren zu müssen und widmet dieser Aufgabe das gesamte Kapitel 2: „Karl Enekel und die autobiografische Frage“ – mit den Unterabteilungen „Autobiografie, Spiel und Ironie“ und „Vier beispielhafte Ovid-Bezüge Eobans“. (Karl Enekel's neues Buch: Die Erfindung des Menschen: Die Autobiographik des frühneuzeitlichen Humanismus von Petrarca bis Lipsius, Berlin-New York: Walter de Gruyter 2008, hätte W. wertvolle Informationen geliefert; aufgrund des Erscheinungzeitpunkts war dies aber nicht möglich.) Eine ähnliche Zielsetzung verfolgt W., wenngleich auf ungleich weniger Raum, in Kapitel 3: „Irene Frings und das Problem der Begriffsfindung“, worin W. sich mit deren Monographie: Das Spiel mit eigenen Texten. Wiederholung und Selbstzitat bei Ovid, München 2005 (Zetemata. 124.) auseinandersetzt.

Eigentümlich ist, dass der Verf. durchgehend eine einzelne Elegie als „Tristium“ und die Grundlage von ‚Eobanus Posteritati‘, Trist. 4, 10, mehrfach als „10. Kapitel des 4. Klagelieds“ (z. B. 44 und 89) bezeichnet, dass er nicht nur den Werktitel ‚Heroidas‘ kreiert, sondern ihn auch mit der Übertragung ‚Heldinnenbriefe‘ versehen zu müssen glaubt (55), zudem Cicero ohne Stellenangabe – und ohne lateinischen Text (138 Anm. 189) – und Erasmus indirekt und in deutscher Übersetzung (13 und Anm. 8) zitiert. Den Lesefluss unterbricht eine Fülle von mit „R.W.“ markierten (und nicht selten entbehrlichen, weil ohnehin augenfälligen) Ergänzungen, Erläuterungen und Einschüben. W.s Übersetzungen aus dem Lateinischen sind zuweilen wenig gelungen, manchmal auch falsch. Grammatikalische Erläuterungen sind meist entschieden zu umfangreich. In Verkennung seiner eigenen Herangehensweise glaubt W., zu Ovid denselben methodischen Zugang wie Siegmund Döpp gewählt zu haben (19 Anm. 26), dessen Standardwerk ‚Werke Ovids‘ nur in der 1. Auflage angeführt ist. W. hat es verabsäumt, den richtig eingeschlagenen Weg, ‚Eobanus Posteritati‘ vor dem Hintergrund gattungsmäßiger Einordnung in die verschiedenen Spielarten der neulateinischen Autobiographie mittels systematischer Vergleichung auszuwerten, konsequent zu Ende zu gehen. Ein Vergleich mit Francesco Petrarca's berühmter ‚Epistula Posteritati‘ (46/47) bleibt rudimentär, auf andere Autoren ist lediglich verwiesen. Daher wird leider auch die viel versprechende Über-

schrift zu Kapitel 4: „Eobans Brief an die Nachwelt: Facettenreichtum jenseits der Norm“ den Erwartungen nicht gerecht, da sich W.s Interpretationen weitgehend in gesuchten (z. T. – auch aufgrund ihrer Theorieelastigkeit – nur schwer verständlichen) und nicht selten pathetischen Formulierungen erschöpfen und wenig Vertrautheit mit dem sprachlichen und v. a. inhaltlichen Repertoire (z. B. 65 und Anm. 179) der im Zentrum der Untersuchung stehenden Textsorten – und darüber hinaus – offen legen. Wünschenswert gewesen wäre das Herausarbeiten der Besonderheiten; das freilich hat Karl Enenkel im obgenannten Beitrag längst geleistet.

Zu argumentativer Sprunghaftigkeit und willkürlichen Vergleichen (z. B. 18/19) kommen redaktionelle Schwächen (falsche bzw. fehlende Akzente, Tippfehler und uneinheitliche Zitiertechnik). Eine wortreiche „Einführung“ und ein ebensolches „Resümee“ rahmen den Essay. Wenn W. am Ende auch – topisch – mögliche Fehler einräumt, ist er damit keineswegs exkulpiert; denn der Verf. hat m. E. die falschen Fragen gestellt und seine Antworten in minutiös-mikrophilologischen Vergleichen zwischen ‚Eobanus Posteritati‘ und einzelnen Passagen aus den *Tristia* bzw. *Epistulae ex Ponto* regelrecht ausgewalzt. Eines ist jedoch treffend, wenn von W. auch nicht so intendiert: der Untertitel der Monographie, „Spurensuche in einer Dichterwerkstatt“, bezeichnet das, was der Verf. dem erstaunten Publikum vorlegt:  
den Werkstattbericht eines Dichters.

*Sonja Martina Schreiner*

Pantaleon Candidus, *Gotiberis* (1587), herausgegeben und übersetzt von Georg Burkard. Heidelberg: Manutius Verlag 2008 (Bibliotheca Neolatina.) XX, 376 S. ISBN 978-3-934877-69-6

Nachdem Drama und poetische Kleinformen in der Neulateinforschung schon lange Aufmerksamkeit gefunden haben, ist jüngst ein Aufschwung des Interesses an Epik zu verzeichnen: Ludwig Braun gibt in einem monumentalen Werk einen Überblick über die vielfältige Epenproduktion eines geopolitischen Raums (*Ancilla Calliopeae. Ein Repertorium der neulateinischen Epik Frankreichs [1500–1700]*, Leiden 2007 [Mittelaltinische Studien und Texte 38]); Ralf Georg Czapla macht in seiner Heidelberger Habilitationsschrift das Genus der Biblepik erstmals in seinen Dimensionen sichtbar (*Das Biblepos der Frühen Neuzeit. Zur deutschen Geschichte einer europäischen Gattung*, 2007) – um nur zwei Buchpublikationen zu nennen, die das weite Terrain mit unterschiedlichen Zugängen erschließen. Gerade aufgrund ihres Materialreichtums machen sie Desiderate der neulateinischen Epikforschung deutlich: Auch wenn einzelne Bereiche bereits gut abgedeckt sind (z. B. Vergilsupplemente, Kolumbusepik) und seit 2007 das erste humanistische Epos in einer deutschen Übersetzung vorliegt (Francesco Petrarca, *Africa. Lat.-dt.*, hrsg. v. B. Huss und G. Regn, Mainz 2007 [Excerpta classica 24]), fehlt es an Texteditionen, und erst Übersetzungen werden die Voraussetzung für einen Dialog mit den Philologien der Nationalsprachen schaffen. Nach einem Kolumbusepos (*Atlantis resecta. Die Wiederentdeckte Atlantis. Das erste neulateinische-deutsche Kolumbusepos von Vincentius Placcius [1659]*, hrsg. u. übers. v. H. Wiegand unter Mitarbeit v. M. Völkert, Heidelberg 1992 [Bibliotheca Neolatina 6]) erscheint nun auf Anregung von Wilhelm Kühlmann ein Habsburger-Epos in der Heidelberger Neulateinreihe.

Pantaleon Candidus (Weiss; 1540–1608), aus Ybbs, der seines calvinistischen Bekenntnisses wegen im Herzogtum Zweibrücken lebte und dort ab 1571 als Superintendent wirkte, widmete Kaiser Maximilian II. bzw. nach dessen unerwartet frühem Tod Rudolph II. zwei umfangreiche genealogische Dichtungen. Die *Bohemais* bietet in sieben Büchern eine Vorgeschichte der Habsburgerherrschaft in Böhmen, d. h. einen Katalog der böhmischen Herzöge in Buch 1 und 2, der Könige von Ladislaus I. bis zur Krönung Rudolfs II. in Buch 3 bis 5; dabei entspricht der Rangerhöhung der Wechsel des Versmaßes vom elegischen Distichon

zum Hexameter. Im zweiten Werk, der (durchgehend hexametrischen) *Gotiberis*, behandelt Candidus die Vorläufer der Habsburger auf dem spanischen Königsthron (bzw. in den Reichen der iberischen Halbinsel), über Johanna die Wahnsinnige, die Gattin Philipps des Schönen, ergibt sich eine Ahnenreihe, die bis zu den Goten zurückführt. Candidus' Loyalität gegenüber den Habsburgern erklärt sich aus deren Sicht als von Gott eingesetzte Garanten inneren und äußeren Friedens, und vor allem als Schutzmacht gegenüber der osmanischen Bedrohung.

Das vorliegende Buch bietet einen Reprint des Straßburger Drucks von 1587 mit einer synoptischen deutschen Übersetzung. Deren metrische Form mag zunächst Bedenken wecken, doch überrascht es, wie glatt, ja geradezu virtuos der deutsche Hexameter bewältigt wird, ohne in Altertümlern zu verfallen oder wesentlich an Präzision zu verlieren. Angesichts des eher spröden Gegenstands und des Fehlens einer durchlaufenden Handlung ist die Qualität der Übersetzung zweifellos ein wichtiger Faktor, um dem Werk Leser zu gewinnen, und es ist bedauerlich, dass sich Missverständnisse eingeschlichen haben, die leicht zu vermeiden gewesen wären: Wenn Candidus zu Anfang seines Epos beschreibt, wie er bei einem Besuch seiner Eltern in Ybbs in die *Fabiana urbs* kommt und dort in der Folge Zurüstungen zum Türkenkrieg und den prächtigen Aufzug des Heeres bestaunt, so spielt die Szene nicht in Mauer bei Amstetten an der Ybbs, d. h. Mauer bei Melk, auch nicht in Mautern an der Donau (p. 76 Anm. 17), sondern, wie die Erwähnung des schon damals im Rang eines Wahrzeichen stehenden Stephansturms zeigt (*antiquae subii Fabianae moenibus urbis, / qua coeli aereas tollens se turris ad auras, / fert apice ingentes pulso super hoste triumphos*), selbstverständlich in Wien. Eine gelehrte Abhandlung über die früheren Namen Wiens konnte man zur Zeit des Autors in der *Vienna Austriae* des Wolfgang Lazius, dem Standardwerk zur Stadtgeschichte, nachlesen. Auch ohne heimatkundliche Kenntnisse hätte sich der Sinn der Verse *Contentum laetae tranquilla mente quietis / munere et exilem virtute facessere Spartam / ornando* (p. 188; von B. übersetzt mit: „friedlich gelassenen Sinns, genügsam, in fröhlicher Ruhe, / Durch das Erweisen von Diensten Spartanern den Heldensinn nehmend“) in einem Vergleich unterschiedlicher Lebensformen erschließen lassen: Sparta steht hier nicht „als Ort bescheidener Lebensführung, aber auch kämpferischer Gesinnung, von denen die letztere durch gegenseitige Gefälligkeit verschwinden könne“ (p. 202 Anm. 264), Candidus nimmt vielmehr Bezug auf einen schon bei Cicero, Att. 4, 6, 2 sprichwörtlich verwendeten Euripidesvers (frg. 723), der durch die *Adagia* des Erasmus von Rotterdam Popularität erlangte (2.5.1 = Nr. 1401): *Spartam nactus es, hanc orna* – im Sinne einer Aufforderung, die übertragene Aufgabe bestmöglich zu erfüllen. Eine Anmerkung hätte vielleicht gelegentlich die sprachliche Gestaltung verdient, etwa wenn Candidus die Ableitung des Namens Froilla von ‚froh‘ – *laetus* nützt, um die Widernatürlichkeit des von diesem begangenen Brudermordes zu unterstreichen: Er verwendet das seltene, in der antiken Literatur nur dreimal belegte Verbum *letare* (konsequenterweise in der Schreibung *laetare*) und kommentiert die Tat mit *haud laeto iam laetus es ausu* (p. 184).

Der beigelegte Kommentar ist äußerst knapp gehalten und bietet im Wesentlichen Lesehilfe für ein mit der Geographie der iberischen Halbinsel, aber auch mit antiker Mythologie wenig vertrautes Publikum; er erschließt darüber hinaus die Prosaquellen (die nach der Sammlung *Rerum Hispaniarum scriptores ex bibliotheca clarissimi viri Dn. Roberti Belli Angli*, Frankfurt 1579, zitiert werden). Dass als moderne wissenschaftliche Literatur zu den Goten nur Felix Dahn (1870!) zitiert, das Standardwerk von Herwig Wolfram jedoch nicht berücksichtigt ist, überrascht, mindert den Wert jedoch nicht wesentlich, da den zeitgenössischen Quellen Priorität zukommt und in erster Linie wohl mit einem literarisch interessierten Leser zu rechnen ist. Dieser findet in einer kurzen einleitenden Skizze eine Anregung, die Position der *Gotiberis* in der neulateinischen Epik zu reflektieren, eine Anregung, der auch die folgenden Überlegungen zu antiken und neuzeitlichen Vorbildern verpflichtet sind.



Der historische, chronologisch fortschreitende Rückblick ist in der *Gotiberis* im Gegensatz zur *Bohemais* in einen mythologischen Rahmen eingebettet: Dem um Information bittenden Dichter erscheint der Flussgott Danubius und überreicht ihm ein Gewebe der hesperischen Nymphen, das ihm Proteus zum Geschenk gemacht habe. Dessen Darstellungen werden in der Folge von der Muse Kalliope erklärt, das Gedicht stellt also eine ihr in den Mund gelegte Bildbeschreibung dar. Diese von Pantaleon Candidus gewählte Einkleidung entfaltet den Ansatz zweier Vorgänger in der Habsburger-Panegyrik: In der 1540 erschienenen *Austrias* des Joachim Münsinger (1514–1588) singt die Donaunympe Leucothoe bei einem Gastmahl des Flussgottes Danubius in Buch 1 über den Habsburgerstammbaum (dazu: W. Ludwig, Vom Jordan zur Donau – Die Rezeption Sannazaros durch Joachim Münsinger von Frundeck, *Humanistica Lovaniensia* 42 [1993], 252–258), was schon im *Danubius* des Augustinus Eucoedius Livonius (Wien, Österreichische Nationalbibliothek, cod. Vind. 9815) nachgeahmt wird: Die themengleiche Rede des Danubius gipfelt nun in Maximilian II. Die Ekphrasis eines Gewebes, in dessen Entstehung (traditionell prophetische) Wassergottheiten involviert sind, enthält Antonio Sebastiano Minturnos Epos über Karl V. (*De adventu Caroli V. in Italiam libri III*, in: *Poemata, Venetiis*: Io. Andreas Valvassor 1564): In der Grotte des Tiber wird von ihm dienenden Najaden ein Gewand mit Szenen der Krönung Karls V. in Bologna bestickt; sie arbeiten nach dem Vorbild einer goldenen Chlamys, die Egeria einst für den Flussgott gewebt hatte (dazu: F. Römer, Zur Panegyrik in der Epoche Karls V., in: A. Kohler-B. Haider-Chr. Ottner [Hgg.], *Karl V. 1500–1558. Neue Perspektiven seiner Herrschaft in Europa und Übersee*, Wien 2002 [Zentraleuropa-Studien 6], 67–82).

Darüber hinaus kann die *Gotiberis* noch in einen weiteren Kontext, den der politischen Vergilrezeption, eingeordnet werden: Obwohl die neulateinische Epik ihr großes Vorbild in Vergil sieht, wird das Grundkonzept der Aeneis, in einer „mythohistorischen Synthese“ (Häußler) einerseits die Gegenwart des Autors auf den mythischen Stoff zu projizieren, andererseits der mythischen Handlung in Durchblicken historische Zukunftsperspektiven zu verleihen, kaum nachgeahmt. Zeitgeschichte, die direkte Verherrlichung des Adressaten ist in der neulateinischen Panegyrik der Regelfall – schon in der panegyrischen Epik italienischer Humanisten, aber auch im wichtigsten Habsburg-Epos des 16. Jh.: die *Austrias* des Riccardo Bartolini (1516) feiert Maximilians Sieg im Bayerisch-pfälzischen Erbfolgekrieg. Das legitimatorische Potenzial genealogischer Konstruktionen wird nur selten durch eine epische Handlung um einen Ahnen des entsprechenden Geschlechts aktualisiert, sondern durch katalogartige Rückblicke auf die (mehr oder weniger vollständige) Ahnenreihe. Diese Rückblicke erfolgen jedoch nicht in einer jenseitigen Heldenschau, sondern als Schau, d. h. Ekphrasis, eines von göttlicher bzw. göttlich inspirierter Hand gefertigten Bildwerkes, sodass der Stoff der Heldenschau im Rahmen der Schildbeschreibung präsentiert wird; schon Servius hatte beide Ausblicke als komplementär gesehen (ad Aen. 6, 752: *cetera, quae hic intermissa sunt, in ἄσπιδοποιῶν commemorat*). Wenn Candidus seinem Epos die Form eines Kataloggedichts gegeben hat, wird man dies also weniger als Hesiodnachfolge deuten, sondern eher als eine auf Verwandte und Vorläufer in der Herrschaft konzentrierte, quasi verselbständigte Heldenschau bzw. Schildbeschreibung. Eben dieser Bezug ist durch das wörtliche Zitat von Aen. 8, 625 *clipei non enarrabile textum* offengelegt, wenn die Muse das Gewebe abschließend als *Nympharum Hesperiae non enarrabile textum* bezeichnet (p. 362). Darüber hinaus lässt sich die Geschichte des gotischen Volkes aber insgesamt als neue Aeneis auffassen, da es eine analoge Reise (p. 176 *gens ... vicibus ... iactata malignis*) von Osten nach Westen zu einer Reichsgründung unternimmt. Da Candidus zudem schon für die Zeit nach Herakles' Stadtgründungen eine erste Einwanderung von Geten (= Thrakern) auf dem Seeweg annimmt (p. 160–163), können die Ostgoten wie die Trojaner unter Aeneas (vgl. Aen. 3, 96 *antiquam exquirite matrem*) nach Spanien als ihre alte Heimat kommen (p. 176 *tunc iterum antiquos*

*repetivit Gotica sedes / nobilitas*). Die für die Aeneis charakteristische Projektion der Gegenwart auf eine ferne Vergangenheit ist in der *Gotiberis* durch die Spiegelung der Auseinandersetzung mit den Osmanen in den Kämpfen der spanischen Vorfahren mit den Mauren realisiert, ja quasi vervielfältigt.

Zusätzlich hat Pantaleon Candidus noch in einer ganz speziellen – auf sein Thema abgestimmten – Weise die Anbindung an die epische Tradition gesucht und mehrfach an jenes römische Epos erinnert, dessen Schauplatz zumindest teilweise auf der iberischen Halbinsel liegt und das die Vertreibung aus Nordafrika vorstoßender Eindringlinge zum Gegenstand hat: die *Punica* des Silius Italicus. Nachdem Versuche, deren Kenntnis und Imitation für Petrarcas *Africa* nachzuweisen, als gescheitert betrachtet werden müssen (Werner Schubert, *Silius-Reminiszenzen in Petrarca Africa?*, in: Ulrike Auhagen-Stefan Faller-Florian Hurka (Hgg.), *Petrarca und die römische Literatur*, Tübingen 2005, 89–101), scheint gerade das spanische Königtum der Habsburger, speziell Karl V., den Anstoß gegeben zu haben, auf diesen Epiker zurückzugreifen: Der schon genannte Antonio Sebastiano Minturno schreibt die Geschichte von Hercules und Pyrene (die *Punica* 3, 420–441 mit dem Tod der Pyrene unglücklich und ohne Zukunftsperspektive endet) durch die Verheißung königlicher Nachkommenschaft fort zu einer Abstammung der Habsburger als *genus Herculeum*. Ähnlich hängt auch der Silius-Bezug der *Gotiberis* keineswegs an punktuellen sprachlichen Reminiszenzen, sondern knüpft an einzelne Episoden an. Zunächst wird der Dichter als seiner Herkunft nach ‚spanischer‘ Epiker vereinnahmt: In der einleitenden Beschreibung Spaniens wird die Stadt Italica als seine Geburtsstadt vorgestellt (p. 38/39: *Italica et carum nobis quae dulcis alumnus, / Urbs olim genuit magnos qui carmine docto / Scipiadas, clarum coeli super aethera vexit*) – wobei die Viten in den Silius-Ausgaben des 16. Jh. diese Möglichkeit zwar nennen, sie jedoch als unwahrscheinlich bezeichnen. Im weiteren Verlauf wird Silius dann auch als poetisches Vorbild herangezogen: Das fünfte Buch enthält eine Rede Ferdinands I. von León und Kastilien (1037–1065), in der er eine Erzählung seines Vaters von einem Jugenderlebnis, der Wahl zwischen Tugend und Faulheit (*Contentio Virtutis et Ignaviae*, p. 262–279), wiedergibt. Selbstverständlich steht, wie die Quellenangabe *ex Xenophonte* in der Marginalie (p. 262) besagt, dahinter die berühmte Geschichte des Prodikos von Hercules am Scheideweg. Deren epische Gestaltung und Übertragung auf eine historische Persönlichkeit hatte jedoch erstmals Silius Italicus für Scipio Africanus unternommen (*Punica* 15, 18–128) und schon Gian Mario Filelfo zu einer Imitation in seinem Epos *Amyris* inspiriert. Eine weitere Episode, die von den *Punica* angeregt sein könnte, ist der Untergang Sagunts und der Massenselbstmord seiner Bewohner, der aus Anlass der Stadtgründung durch Herakles berichtet wird (p. 160). An Hannibals Winterlager in Capua (*Punica* 11, 377–482; 12, 1–26), das die Kampfkraft seiner Truppen gebrochen habe, erinnert Candidus als warnendes Exempel, wenn er nach der Eroberung von Toledo von den Gefahren des Luxus und von Maßnahmen Alphons VI. zur Wiederherstellung der militärischen Disziplin berichtet (p. 282–285).

Diese notwendigerweise skizzenhaften Bemerkungen mögen zeigen, dass B. einen Text zugänglich gemacht hat, der unter verschiedenen Gesichtspunkten – als Habsburger-Panegyrik und Türkenkriegsepik sowie als Loyalitätserklärung eines ‚Exilliteraten‘ – Interesse beanspruchen darf, aus der Perspektive der klassischen Philologie aber nicht zuletzt als Zeugnis für Silius Italicus-Rezeption Beachtung verdient.

*Elisabeth Klecker*

Die Wiener Studien im Internet: Online-Version (mit Suchmöglichkeit)

Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Online-Publikationen  
 verlag.oeaw.ac.at